Polem.
2933
m

m.
3 m

Weiss
Chr.

Betrachtungen

über

Rationalismus

und

Offenbarung.

Ein Versuch zur Verständigung

von

Dr. Christian Weiß.

Eisleben, 1846.

Druck und Verlag von G. Reichardt.

347. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Die entgegengesetzten Ansichten unserer Zeit über Gegenstände der Wissenschaft, des Glaubens und des Lebens gehen deswegen so häufig mehr in die Breite als in die Tiefe, weil die Meisten von denen, welche darüber schriftlich oder mündlich sich äußern, sich selten der letzten Gründe bewußt sind, auf welchen ihre Ansichten beruhen. Namentlich in dem Gebiete des religiösen Glaubens werden von sogenannten Orthodoxen und Heterodoxen, von protestantischen Freunden und Altgläubigen, von Deutsch-Katholiken und ihren Gegnern nicht selten Sätze aufgestellt, welche theils aus den Principien ihrer eigenen Ansicht nicht nothwendig folgen, theils von den Gegnern nicht behauptet oder doch nicht so verstanden worden sind, wie sie ihnen ausgelegt werden. Um daher das Unnütze in den so vielfachen Differenzen zu beseitigen, und den Streit, welcher noch fortgesetzt werden muß, überall auf seine Hauptpunkte hinzuführen, ist Verständigung nöthig. Als einen Versuch zu solcher Verständigung bietet die gegenwärtige Schrift dem geneigten Leser sich dar.

Sie ist ihrem Zwecke nach verwandt mit der im vorigen Jahre in demselben Verlage erschienenen Schrift des Verfassers: „Ueber Grund, Wesen und Entwickelung

des religiösen Glaubens;" ihrem Inhalte nach aber ist sie unabhängig von dieser, und durch die Art der Darstellung hofft sie, jedem gebildeten Leser wenigstens eben so verständlich zu seyn, wie jene es sollte.

Verständigung aber über ernste und bis zur tiefsten Wurzel des geistigen Lebens hinabreichende Gegenstände des Fürwahrhaltens ist nicht leicht.

Es gehört dazu, daß man zuerst den Andern, sodann aber auch, daß man sich selbst recht verstehe. Will man gewiß seyn, seinem Gegner, welchen man jeden Falls für einen Irrenden hält, nicht Unrecht zu thun, so muß man im Stande seyn, sich in die Ideenverbindung desselben, in den ganzen Zusammenhang seiner Ueberzeugung so hinein zu denken, daß man für einen Augenblick mit ihm zu irren vermag; dann erst geht aus der Erkenntniß des gegnerischen Grundirrthums die Ueberzeugung von der Wahrheit der eigenen Behauptung ebenfalls gründlich hervor. Aber schon dieß ist nur demjenigen möglich, der sich selbst recht versteht, das heißt, der sich der letzten Gründe seiner eigenen Ueberzeugung deutlich bewußt worden ist. Wie vermöchte er nun dieß auf andere Weise, als durch sorgfältige Erforschung seiner selbst, seiner ganzen geistigen Natur, auf deren Organismus die letzten Gründe alles menschlichen Fürwahrhaltens beruhen? Die tiefere Erforschung der Wahrheit weiset überall den Denker auf den uralten Spruch hin: „Erkenne dich selbst!"

Einheit ist die Aufgabe der Vernunft; aber nicht eine Einheit, durch welche die Gegensätze aufgehoben oder für schlechthin unwahr erklärt würden, sondern eine solche, welche denselben in einer untergeordneten Sphäre ihren Platz anweiset, mithin bedingter Weise die Gegensätze fortbestehen läßt.

Die Einheit der Vernunft bewirkt keine Einerleiheit (Identität) des Entgegengesetzten, sondern nur dessen Vermittelung. Hat aber die Vernunft irgend einen Grundsatz, welcher von einem Gegner nicht anerkannt wird, weil er ein anderes Bewußtseyn von dem hat, was er Vernunft nennet; so ist hier keine Vermittelung

möglich, sondern nur eine Aufklärung. Der Gegner hat sich noch nicht genug verständiget über sich selbst.

Wie dieß in der vorliegenden Schrift auf die Gegenstände angewendet worden, deren Hauptbegriffe der Titel nennt, wolle der Leser selbst beurtheilen. Es ist aber nicht von bloßen Begriffen die Rede. Rationalismus in weitester Bedeutung ist die auf die Natur des menschlichen Geistes gegründete Denkart, welche fordert, daß alle Erkenntniß, und insbesondere die religiöse, den Gesetzen der Vernunft gemäß gefaßt werde; der Glaube an Offenbarung in weitester Bedeutung ist diejenige Auffassungsweise der Naturerscheinungen überhaupt, und der die religiöse Erkenntniß betreffenden insbesondere, welche in denselben überall die Wirkung göttlicher Kraft erblickt, hier näher, dort entfernter, hier mittelbar, dort unmittelbar. Wie um diese Begriffe her sich alle Differenzen unserer Zeit über die Angelegenheiten des christlichen Glaubens bewegen, ist bekannt. Es wäre daher Veranlassung genug gewesen, die oben genannten Partheien auch in dem Buche selbst namhaft zu machen. Ich habe das nicht gewollt; ich habe mich auf den Gegensatz des Rationalismus und Supranaturalismus beschränkt, als auf den wesentlichen, welchem die andern untergeordnet sind.

Eben so wenig habe ich das Buch mit Citaten anfüllen wollen. Auf die größeren Werke, welche in der neueren Zeit über den Geist des Christenthums und der evangelischen Geschichte erschienen sind, konnte hier nicht eingegangen werden, ohne dem Buche eine ganz andere Form und Bestimmung zu geben. Unter den kleineren Schriften, an welchen die Tagesliteratur so reich ist, kenne ich nur wenige, welche ich mit entschiedenem Beifalle hätte nennen mögen. Beispielsweise führe ich die „zwei Bedenken“ des Herrn Prof. **Dr.** Ullmann, die „ethische Bedeutung der Geschichte für die Gegenwart“ von **Dr.** H. Gelzer, auch die Schrift des Herrn Prof. Gervinus, „die Mission der Deutsch-Katholiken“ und die des H. Pr. **Dr.** Ewald „die Ungeschichtlichen“ an; zu der Letzteren würde nach meiner

Ansicht noch eine zweite zu fügen seyn, etwa unter dem Titel: „die Unphilosophischen." Eine zusammengedrängte, sehr gut gearbeitete Uebersicht des Zustandes der theologischen Wissenschaft in der neuesten Zeit findet sich in den Monatsblättern zur Ergänzung der allgem. Zeitung 1845, Julius und October in dem Aufsatze: „Zehn Jahre in der Theologie." — Ich wünsche, daß meine Leser von diesen und ähnlichen Schriften Kenntniß genommen haben, und sich ihrer bei Durchlesung meiner Arbeit am rechten Orte erinnern mögen.

Und so empfehle ich diese Arbeit der strengen aber wohlwollenden Prüfung der Freunde sowohl als der Gegner der hier vorgelegten Ansicht. Die Mängel der Darstellung sind mir nicht unbekannt. Ich hoffe aber, einige Entschuldigung für sie, und namentlich für manche nicht genug vermiedene Wiederholungen, darin zu finden, daß die Schwäche meiner Sehkraft es mir seit einigen Jahren unmöglich macht, selbst zu lesen oder selbst zu schreiben. Das Bedürfniß indessen, von Andern geistig zu empfangen und auch Andern geistig mitzutheilen dauert in mir noch fort. Ich kann schließlich nur wünschen, bei Befriedigung dieses Bedürfnisses auf die hier vorliegende Weise nicht einen Fehlgriff gethan zu haben.

Merseburg, im Januar 1846.

Der Verfasser.

Inhalt.

Vorwort.

	Seite
Einleitung	
I. Der Rationalismus im Denken überhaupt . . .	1
II. Der Rationalismus in der Moral und Religion .	6
Der christliche Rationalismus	17
I. Das Christenthum als geoffenbarte Religion . .	20
II. Anfang der göttlichen Offenbarung	23
A., nach der Idee der Vernunft	24
B., nach dem Worte der Schrift	38
III. Die Sünde als Hemmniß der Offenbarung . . .	49
IV. Fortgang der göttlichen Offenbarung	64
A., bis auf die Zeit Jesu	69
B., durch Jesum	90
C., nach der Zeit Jesu	127
Schlußbetrachtung	157

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

I.
Der Rationalismus im Denken überhaupt.

Der Rationalismus ist weit älter, als sein Name. Er besteht dem Wortsinne gemäß in dem Bestreben, alle Erkenntniß auf die in der menschlichen Vernunft für sie sprechenden Gründe zurückzuführen, und beruht auf dem anfänglich nur dunkel gefühlten Grundsatze, nur diejenige subjektive Ueberzeugung für völlig begründet, mithin für wahr und objektiv gültig zu halten, welche mit den Principien der Vernunft übereinstimmt oder aus ihnen folget. Es ist nöthig, den Begriff zuerst in dieser Allgemeinheit zu fassen, um ihn nachher desto sicherer auf seinen besonderen Gegenstand, das Christenthum, anwenden zu können.

In diesem weitesten Sinne genommen ist jede gründliche Erkenntniß, jede Wissenschaft, nothwendig rational. Schon in dem Kreise gemeiner Erfahrung hält kein vernünftiger Mensch sich von einem Gegenstande derselben für völlig überzeugt, so lange dessen Wahrheit für die Vorstellung nicht durch das Zeugniß der Sinne erhärtet ist; denn es ist der Vernunft gemäß und dem menschlichen Geiste von Natur nothwendig, bei jeder sinnlichen Erkenntniß auf ein äußerlich Gegebenes zurückzugehen

und darin die Bürgschaft für die Richtigkeit seiner Auffassung des Vorgestellten zu finden. Bei historischen Gegenständen jeder Art fragen wir zunächst, ob dieselben von demjenigen, welcher sie uns berichtet, richtig aufgefaßt worden seyen; und wenn wir uns hiervon nicht durch den Augenschein, nicht durch das Zeugniß unserer eigenen Sinne überzeugen können, so vertrauen wir wohl dem Zeugnisse des Andern, sofern wir in ihn, d. h. in die Richtigkeit seiner Auffassung des Objektes und in seine Ehrlichkeit bei dem Berichte über dasselbe, kein Mißtrauen zu setzen Ursache finden. Auch hier, wie bei der eigenen sinnlichen Erkenntniß, beruht unsere Ueberzeugung von der Wahrheit auf der vorhin erwähnten Einrichtung unseres Geistes, seine sinnliche Erkenntniß überall nur auf ein äußerlich Gegebenes oder als gegeben Bewährtes zu gründen.

Mit der Wissenschaft natürlicher Dinge verhält es sich nicht anders. In dieser werden gewisse Grundsätze, welche die Vernunft in allem ihren Denken zu befolgen hat und meist unwillkührlich befolgt, deutlich erkannt. Wo diese irgend einmal aus Uebereilung und Mangel an Nachdenken nicht befolgt worden sind, da ist ein Irrthum entstanden, welcher dadurch berichtiget wird, daß man sich jener Grundsätze und ihrer Anwendung auf den jedesmal vorliegenden Gegenstand der Erkenntniß vollständiger bewußt zu werden sucht. Eine wissenschaftliche Erörterung heißt irrig oder seicht, wo dieses Verfahren vernachlässiget worden ist; wogegen es bei Objekten unmittelbarer Erfahrung geradehin unvernünftig genannt wird, wenn ein Mensch sich begnügt, bei dem bloßen Fürwahrhalten derselben stehen zu bleiben, wo er doch auf dessen letzte Gründe durch Ermittelung des Thatbestandes zurückgehen könnte. So ist es un-

vernünftig und Aberglaube, an die Wahrheit gewöhnlicher Kindermährchen von goldenen Bergen, diamantenen Schlössern und dergl., oder auch an Gespenster, Hexereien ꝛc. zu glauben, weil eine Erfahrung von solchen Dingen theils nicht gemacht werden kann, theils, wo sie vorgegeben wird, nirgends sattsam verbürgt ist. Es war ein Irrthum in der Naturwissenschaft, als man die Erde noch feststehend, und den Himmel als ein sich um sie herumbewegendes Gewölbe dachte, und dieser Irrthum ist durch vollständigere Beobachtung der Natur in Folge neu gemachter Erfahrungen berichtiget worden.

Unter den Wissenschaften finden sich einige, welche vorzugsweise auf der innern Natur des Geistes und auf den dieselbe aussprechenden Grundsätzen beruhen; diese heißen daher auch in engerem Sinne Vernunftwissenschaften; sie sind die Mathematik und die Philosophie. Die obersten Grundsätze dieser Wissenschaften enthalten Gedanken oder Vorstellungen, welche entweder unmittelbar, sobald sie gefaßt werden, als wahr erkannt werden müssen, oder doch vermittelst des leichtesten Nachdenkens sich in ihrer Wahrheit unabweislich darstellen. Diese Wahrheiten weisen nicht auf sinnliche Erfahrung zu ihrer Begründung hin, sondern sie verbürgen sich durch sich selbst, durch ihre innere Nothwendigkeit. Daß jedes Ganze aus Theilen bestehe, und diese Theile zusammengenommen dem Ganzen gleich seyen, leuchtet von selbst ein; es findet sich allerdings so in jeder Erfahrung, bei jedem beliebig gemachten Versuche, aber der Versuch wird kaum von irgend einem Schüler gefordert werden, die leicht erkannte innere Nothwendigkeit macht ihm jede äußerliche Prüfung einer solchen Wahrheit entbehrlich. Der Satz, daß zwischen zwei gegebenen Punkten die gerade Linie die kürzeste sey, ist von gleicher Art. Der

Knabe, welchem dieser Satz vorgehalten wird, wird sich den Sinn desselben zuerst durch sinnliche Anschauung deutlich machen; er wird versuchen, ob nicht in irgend einer Richtung ein anderer als der gerade Weg von dem einen Punkte zum andern in einem gleich großen Raume oder bei gleicher Schnelligkeit der Bewegung zum Ziele führen könne. Aber, bald von der Unmöglichkeit des Gelingens überzeugt, wird er jene kindischen Versuche sofort aufgeben, und er ist nunmehr von der Wahrheit des Satzes nicht deswegen, weil alle Versuche sie bestätigen, sondern unmittelbar wegen der innern Nothwendigkeit des Gedankens überzeugt; er fordert kühn und keck einen Jeden auf, ihm eine Erfahrung zu zeigen, welche seinen Grundsatz als unrichtig erwiese. — Eben so bei den allgemeinen Grundlehren der Philosophie. Die Grundsätze von dem Zusammenhange der Dinge nach Ursache und Wirkung, von der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit werden in ihrer innern Nothwendigkeit erkannt, ohne daß diese Nothwendigkeit aus der sie bestätigenden Erfahrung gefolgert werden kann; und eben wegen solcher Nothwendigkeit erklären wir jene Wahrheiten für allgemeingültig und muthen die Anerkennung derselben einem jeden Menschen ohne Ausnahme zu, dafern er nicht von uns für unvernünftig oder noch für zu roh, um eine Einsicht davon zu besitzen, erklärt werden wolle.

In allen hier erwähnten Fällen, wofür die Beispiele zu häufen weiter nicht nöthig ist, kann das Verfahren des beobachtenden und denkenden Menschen rationalistisch im weitesten Sinne des Wortes genannt werden. Der Rationalismus erscheint hier noch nicht als System, ja nicht einmal als eine Denkart oder ein Verfahren, neben welchem noch eine andere Ansicht oder

Behandlungsweise der Objekte der Erkenntniß zulässig wäre. Er erscheint als die naturgemäße Wirksamkeit der Vernunft, und außer ihm ist unbestrittener Weise nur Irrthum oder Täuschung. Dieß zeigt sich, wie in jeder Vernunfterkenntniß, so insbesondere in dem Gebiete der Philosophie, welche zu allen Zeiten ausging und ausgehen mußte von der Beobachtung und Erforschung des menschlichen Geistes selbst nach allen seinen Vermögen und nach jeder darin begründeten Richtung derselben. Die große Verschiedenheit in den Lehrgebäuden der Philosophie hat stets ihren Grund gehabt in der verschiedenen Beobachtung der geistigen Natur. Je richtiger im Einzelnen und je umfassender im Ganzen diese war, desto mehr Wahrheit konnte auch durch die wissenschaftlich zusammengestellten Resultate jener Beobachtung zu Tage gebracht werden. Wo die nothwendigen, auf die Natur des Geistes selbst gegründeten Wahrheiten der Vernunft am reinsten und vollständigsten erkannt sind, da ist auch die wahrste Philosophie. Aber auch bei den hier noch obwaltenden Differenzen und Widersprüchen ist doch jedes philosophische Lehrgebäude von dem Bestreben geleitet, rational zu seyn, d. h. auf dem Nothwendigen in der Vernunft und dem eben deswegen Allgemeingültigen zu ruhen. Dieses Nothwendige muß als das urspüngliche Eigenthum und Wesen der Vernunft betrachtet werden, weil es schlechthin undenkbar ist, daß ein Bewußtseyn des innerlich in sich selbst und darum absolut Nothwendigen durch äußere Mittheilung oder Erfahrung erzeugt werde. Die äußere Mittheilung zeigt nur, was in einem gegebenen Falle nothwendig zu denken ist, nicht aber die Allgemeingültigkeit des Letzteren für alle Fälle und sie giebt daher auch nicht das unwiderstehliche Gefühl des schlechthin Noth-

wendigen. In diesem ruht die Vernunft auf ihrem eigenen Boden, und erkennt zuletzt nur sich selbst.

So viel über den Rationalismus in der weitesten Bedeutung, welche das Wort zuließ.

II.

Der Rationalismus in der Moral und Religion.

Verschieden von dem bisher Beschriebenen erscheint die rationale Denkart bei den Gegenständen der Moral und Religion. Hier eröffnet sich für die Selbsterforschung des Geistes ein ganz neues Gebiet. Es ist nicht nur nicht mehr von Gegenständen äußerer Wahrnehmung die Rede, sondern es kann auch gefragt werden, ob überhaupt in dem menschlichen Geiste ein fester Grund für die sittlichen Gesetze und für die Erkenntniß Gottes gegeben sey. Die Geschichte der Meinungen über beiderlei Gegenstände rechtfertiget jene Frage; denn bekanntlich haben die Systeme des Materialismus und Naturalismus behauptet, daß die geistigen Triebe des Menschen zuletzt immer nur auf sinnlichen Vortheil oder Genuß gerichtet, mithin nur auf Selbstsucht gegründet, und alle Vorschriften, sie zu ordnen und in Uebereinstimmung zu bringen, mehr nicht als verständig und fein berechnete Regeln der Klugheit seyen. Wäre dem so, so könnte die Moral nicht auf die Vernunft als ihre Quelle zurückgeführt werden und es wäre eine Täuschung, von Rationalismus in der Sittenlehre zu sprechen. Ebenso bekannt ist es, wie auf der einen Seite der sogenannte Atheismus das Daseyn eines höchsten, von der wirklichen Welt unterschiedenen Urhebers oder

Urgrundes derselben geleugnet hat, und wie auf der anderen Seite die Lehren von dem Daseyn eines solchen Urwesens von Vielen zu allen Zeiten als unzugänglich dem menschlichen Geiste aus dessen eigener Kraft betrachtet, und demzufolge blos aus einer unmittelbaren, von der Gottheit selbst ausgegangenen Mittheilung oder Offenbarung hergeleitet worden sind. Auch in diesem Falle konnte von einer Vernunfterkenntniß des göttlichen Wesens nicht die Rede seyn. Wenn nun auf der andern Seite Moral und Religion dennoch als Erzeugnisse des menschlichen Geistes aus dem ihm eingeborenen Vermögen behauptet worden sind und noch behauptet werden, so müssen sich unmittelbare Thatsachen dafür in der Vernunft aufzeigen lassen, welche, wenn man sich ihrer bewußt wird, eben so unabweislich für real erkannt werden müssen, wie die Gegenstände äußerer sinnlicher Wahrnehmung.

Die Aufgabe zu lösen ist nicht leicht. Die Erforschung der geistigen Natur von dieser Seite erfordert mehr Tiefe, mehr Besonnenheit und Innigkeit, als in jedem andern Falle, und die Beobachtung ist hierbei der Selbsttäuschung um so mehr ausgesetzt, je weniger ein etwa begangener Irrthum durch den Augenschein sinnlicher Erfahrung sofort bemerkbar gemacht und berichtiget werden kann. Man darf sich daher keineswegs wundern, daß auf diesem Gebiete die Ansichten der Selbstdenker noch immer so weit von einander abweichen; beide Theile, sowohl der Vertheidiger als auch die Gegner der rationalen Ansicht von Sittlichkeit und Gottesglauben, bedürfen des größten Ernstes und der größten Unbefangenheit bei ihrer Forschung, um dasjenige, was wirklich das Wesen der Vernunft ist, weder zu überschätzen, noch ungebührlich herabzusetzen.

Es lebt aber in dem Geiste des Menschen ein Trieb nach einem Höheren und Besseren, als er selbst ist in seinem gegenwärtigen irdischen Verhältnisse. Dieser Trieb erscheint zuerst in dem Gemüthe als sittlicher Trieb. Der sittliche Trieb, das sittliche Streben verwirft alles selbstsüchtige Wesen und heißt uns streben nach Reinheit der Gesinnung im Denken und Handeln. Der Mensch wird sich dieses Triebes unmittelbar in seinem Gewissen bewußt, und entwickelt ihn in sich zu den Vorstellungen von Pflicht und Recht, welche mit unbedingter Gültigkeit sein inneres und äußeres Leben beherrschen und leiten sollen. Das Bewußtseyn hiervon steht vor der Seele des treuen Beobachters seiner Selbst mit einer Nothwendigkeit und Unabweislichkeit, welche dem Bewußtseyn anderer ursprünglichen Gesetze seiner Natur völlig gleich ist; ja es behauptet vor dem letzteren noch dadurch einen Vorrang, daß der vernünftige Mensch in den Besitz des sittlichen Bewußtseyns und in die Befolgung seiner Gesetze den höchsten Werth seines gesammten Daseyns setzt, und sich angewiesen fühlt und weiß, eher das Leben selbst zu lassen, als der erkannten Pflicht untreu zu werden, oder etwas wider das Gewissen zu thun. Dieß ist die innere Thatsache, auf welcher die Sittenlehre als Vernunftlehre beruht, und dieß die unmittelbare Ueberzeugung, deren unbedingte Festigkeit und unbedingte Allgemeingültigkeit aus einer blos empfangenen Belehrung oder Anweisung nicht erklärt werden kann. Wer gegen diese Thatsache noch Zweifel hegt, dessen Beobachtung ist wahrscheinlich bisher mehr auf die Menschen außer ihm gerichtet gewesen, als auf den Menschen, welchen er in sich selbst trägt. Freilich wohl finden sich in dem Verkehre des täglichen Lebens nur selten die Spuren einer Denk- und Handlungsweise, welche

von dem Leben ächt sittlicher Gesinnung im Innern ein unzweideutiges Zeugniß ablegen können; und wo sie sich finden, da sind sie dem Blicke dessen, welcher noch nicht selbst des sittlichen Grundes in sich gewiß ist, auch weniger zugänglich als Anderen. Befindet sich aber ein Mensch in diesem Falle, so versuche er es nur, sein Auge noch einmal in sein Gemüth ernstlich schauen zu lassen. Er prüfe zunächst das Urtheil, welches er über einen Andern fällt, welchen er meint einer wirklichen Unsittlichkeit in dessen Handlungen oder Grundsätzen bezüchtigen zu müssen; er wird gewahr werden, daß er gegen den andern strenger ist, als er gegen sich selbst zu seyn pflegt, und daß er dennoch zu solcher Strenge sich für völlig berechtiget hält. Wie nun? Sollte er nicht eben so berechtiget, ja verpflichtet seyn, die gleiche Strenge auch gegen sich selbst zu kehren? — Er gehe hiernächst, wenn er sich von dieser Frage getroffen fühlt, weiter auf den Zusammenhang seiner eigenen sittlichen Maximen ein, und lasse sich davon nicht abhalten durch die Furcht vor etwaniger innerer Beschämung, falls er entdecken sollte, daß er bisher in der That oft die leisere Stimme des Gewissens in sich durch den mächtigeren Reiz der Selbstsucht in deren bald offenbaren, bald versteckteren Formen habe übertäuben lassen. Immerhin mag er die Fehltritte zu entschuldigen suchen, deren er sich bei solcher Selbstprüfung wird zeihen müssen; mit wie viel Grunde er dieß im einzelnen Falle könne, kommt hier nicht in Frage; aber gewiß wird er erkennen, daß eine Entschuldigung der Art noch keine Rechtfertigung ist, sondern daß neben ihr immer noch ein inneres Bewußtseyn ihm zuruft: dennoch hättest du die Selbstsucht beherrschen, den sinnlichen Reizen gebieten sollen, und du würdest es gekonnt haben, hier oder dort,

heute oder gestern, wenn du es aufrichtiger in dir erwogen, und das Rechte ernstlicher gewollt hättest! — Zur Unterstützung dieser Betrachtungen erinnere sich der noch Zweifelnde an die ihm bekannten schriftlichen Aussprüche der von ihm hochgehaltenen Lehrer und Dichter seiner Zeit oder der Vorzeit, ja vor allem lese er noch einmal in unsern heiligen Büchern diejenigen Aussprüche Jesu und seiner Apostel, welche eben nur die sittlichen Wahrheiten in ihrer Reinheit und Klarheit enthalten. Gewiß, auf diese Weise wird er zuletzt völlig inne werden, daß die Ausdrücke und Forderungen sittlicher Reinheit des Herzens aus dem Munde ehrwürdiger Zeugen ihrer Wahrheit nur eine Verkündigung und Wiederholung der unvertilgbaren Stimme seines eigenen Gewissens, d. h. der sittlichen Natur in dem Menschen sind. Und jetzt, wenn er hieran sich festhalten und hierin sein eigenes innerstes Wesen erkennen gelernt hat, jetzt mag er von sich sagen, daß er den rationalen Standpunkt in Hinsicht auf sittliche Lehre und sittliche Ueberzeugung errungen habe.

Zweitens. Die Religion beruht ebenfalls, gleich der Moralität, auf einer inneren Thatsache in dem menschlichen Geiste. Diese Thatsache besteht in einem, für den zu sich selbst gekommenen Menschen unabweislichen Bedürfnisse, und um dieses Bedürfnisses willen heißt und ist die Religion ursprünglich eine Angelegenheit nicht des Kopfes allein, sondern auch des Herzens. In dem seiner selbst sich ganz bewußt gewordenen Menschen regt sich ein Trieb und Streben nach dem Vollkommenen, in jeder Beziehung seiner geistigen Kraft auf ihn selbst und auf die ihn umgebende Welt. Es genügt ihm nicht, sein Leben so hinzubringen in allerlei Geschäften und für allerlei Zwecke des irdischen Daseyns; er

will durch die Arbeit seines Lebens weiter kommen in sich selbst; will nicht blos gewinnen und Schätze sammeln, um sodann einer bequemen Ruhe zu genießen, sondern er will gewinnen Etwas, was ihm Befriedigung geben würde, auch wenn jene Schätze verloren gingen, auch wenn die ersehnte irdische Ruhe ihm nicht zu Theil würde, ja auch dann, wenn die ihm jetzt vergönnte Spanne Zeit sich für ihn erweitern möchte zu einem ewigen Daseyn. Das Vollkommene, welches er hiermit erstrebt, ist sonach nicht sinnlicher Vortheil und Genuß, nicht eines der vergänglichen Güter, an welchen die Welt so reich, und bei deren stets drohendem Verluste sie wieder so arm ist. Das Vollkommene muß ein Unvergängliches seyn, und nur in dem Unvergänglichen findet er seine volle Befriedigung. Nicht unterhaltende und nützliche Erkenntniß mancherlei Art, sondern Wahrheit, nicht der Genuß angenehmer Gefühle, sondern Schönheit, nicht Tauglichkeit für irdische Verhältnisse oder Gewandtheit sich in ihnen zu bewegen, sondern sittliche Güte ist der Gegenstand seines höchsten Strebens. Könnte er der Erreichbarkeit dieser höchsten Güter nicht gewiß werden, so möchte ein Jahrhundert hindurch das Glück ihm lächeln, und durch den Nebelduft seiner Scheingüter dem Auge des Geistes den Blick nach dem leeren Dahinter entziehen, er würde dennoch durch seine letzte Stunde aus dem Taumel seines Wahnes aufgerüttelt werden, und nimmer nach dem reichsten Leben sein Haupt ruhig niederlegen können in der Ueberzeugung, etwas erreicht zu haben, was ihm unverloren bleibe noch am Rande des Grabes.

Ohne Zweifel ist dem Menschen die Kraft gegeben, sich den Besitz der höchsten Güter allmählich und theilweise zu erringen. Die Natur in ihren verschiedenen

Sphären kann von seinen Sinnen richtig aufgefaßt, und nach den Gesetzen seiner Denkkraft in Uebereinstimmung mit den Zeugnissen der Erfahrung erkannt werden: er erkennt Wahrheit. In ihm regt sich ferner ein Sinn für das Ebenmaaß in den Gestalten der Natur, für die Harmonie ihrer Formen und Töne, für die Größe und Erhabenheit ihrer Bildungen und Combinationen: er empfindet das Schöne und Erhabene in der Natur; und wo er durch Kunst das so Empfundene nachbildend darstellt, da giebt eben diese Kunst den Beweis für die Wirklichkeit jener Vernehmungskraft, und sie erweist sich in der Wirkung seiner Kunstschöpfungen von neuem. Und wer möchte leugnen, daß der Mensch auch das sittlich Gute in sich darzustellen vermöge aus der ihm ursprünglich verliehenen Kraft? Wen nennen wir einen Edeln? Doch wohl den, welcher das Gemeine nicht liebt, sich von den Freuden und Genüssen der Eitelkeit eben so hinwegwendet, wie von dem niederen Dichten und Trachten der Selbstsucht, der ein Besseres zu finden weiß, als dasjenige, wovon ein großer Theil seines Geschlechtes noch immer gereizt und getrieben wird, und der darum doch nicht sich über seinen Mitbruder erhebt, sondern anspruchslos seinen geraden Weg fortgeht, ohne sich dafür den Dank oder die Ehre von Anderen zu bedingen. In einem solchen edeln Menschen erblicken wir den Ausdruck jener höheren Natur, welche ihn zur Darstellung sittlicher Güte geschickt macht, und dieselbe Naturkraft wirket auch in dem Gemeinen, dem Rohen, dem Verwilderten und dem wissentlich Bösen, wenn ein solcher sich zu besinnen anfängt, zu sich selbst kömmt, sich ermannet, aufrichtet und bessert. Sey es auch, daß die religiösen Vorstellungen, welche ihm in seiner Kindheit mitgetheilt worden, hierbei mitwirken und zu seiner sittlichen Erneuerung

den ersten Anlaß oder ihr selbst ihre eigenthümliche Form geben: die Kraft, mit welcher sie dieß thun, ist dessen ungeachtet keine andere, als die von Gott dem menschlichen Geiste mitgegebene Kraft. Es ist die Freiheit, mit welcher der Mensch ein höheres Gesetz in sich herrschen lassen kann und soll über die Gesetze der thierischen Natur. Und wie möchte auch sittliche Besserung, Besserung der Gesinnung, Bethätigung sittlicher Freiheit in der Natur gedacht werden als hervorgehend aus einer fremden, dem sie bethätigenden Individuum nicht ganz eigenen, nicht in seinem Wesen wurzelnden und dieses Wesen selbst vorzugsweise bezeichnenden Kraft? —

Kann nun aber der Mensch die höchsten Güter des Lebens sich theilweise zu eigen machen, und soll er es, und will und thut er es auch nach dem Zeugnisse der Geschichte und Erfahrung: woher kömmt es dann, daß das Streben nach dem Vollkommenen hierdurch nicht befriediget wird, und das Treiben des höheren Geistes in ihm nicht rastet? Die Antwort liegt auf der Hand und ist bereits angedeutet worden; es stehen innere und äußere Gewalten dem Gelingen dessen, was der edlere Theil unseres Wesens will und wählt, hemmend entgegen, und die menschliche Kraft reicht nicht hin, sich diese Gewalten ganz zu unterwerfen. Die Verhältnisse in dem Leben des Einzelnen, welche nicht er selbst sich gesetzt hat, hindern ihn nur zu oft und oft nur zu schmerzlich an der Erreichung der Einsicht und geistigen Bildung, deren Vorzüglichkeit er aus der Ferne wohl ahnet. Die Mangelhaftigkeit der Beobachtung natürlicher Gegenstände oder auch des eigenen Innern, die ungeschickte oder verfehlte Anwendung der Gesetze der Erkenntniß auf das beobachtete Objekt verleitet zu Irrthum in der Wissenschaft und zu Fehlgriffen im Leben. Hierbei ist ein Jeder

sich eines Grades eigener Schuld an dem, was entweder unterblieben, oder nicht recht gethan worden, ohne Ausnahme bewußt; auch wo er sich eines bösen, der sittlichen Aufgabe seiner Natur geradehin widerstrebenden Willens nicht schuldig nennen kann, vermag er doch nicht, den Mangel an gutem Willen, d. h. an Energie der freien Vernunftkraft sich nicht selbst zuzurechnen, und bei aller in den Verhältnissen des Lebens gesuchten und gefundenen Entschuldigung bleibt doch immer einiger Vorwurf an dem Thäter, der nicht genug that, haften. Wären aber auch alle diese Hindernisse nicht vorhanden, so würde es dennoch bei der kurzen Dauer des irdischen Daseyns unmöglich bleiben, Fortschritte in dem Streben nach dem höchsten Gute, welche den Geist wahrhaft befriedigten, gemacht zu haben. Denn Wahrheit erkennen, die Natur erforschen, die Schönheit, Größe und Erhabenheit der Schöpfung bewundern, ja selbst reines Herzens zu werden und nur das Gute zu wollen, alles dies aber nur so lange zu können, als dieser leibliche Organismus währet und dem Geiste als Organ dienet,— dies befriediget jenen Trieb nicht, der auf das Vollkommene, auf das Unendliche und Unvergängliche gerichtet ist. Unvergänglich soll es auch ihm seyn, unvergänglich auch er in dem Erwerbe und Besitze desselben. Gebt mir ein Jenseits, gebt mir eine ewig sich erneuernde Vermittelung meines Geistes mit der Natur nach allen ihren Weiten und Tiefen, so will ich heitern Muthes die letzte Stunde schlagen hören, welche mich von hier abruft. Ich darf erwarten, daß eine hellere Zukunft ergänzen werde, was in der Gegenwart lückenhaft und voller Mängel bleibt; ich darf gewiß seyn, daß mein eigenes Streben durch fortgesetzte Uebung erstarken und mein eigener Wille durch sittliche Erfahrung sich läutern

werde, ja ich darf hoffen, daß auch die sittliche Schuld in mir einen schlechthin verderblichen Einfluß auf das Ganze meiner Zukunft nicht behalten, sondern daß sich mir ein Weg zeigen werde, die Schuld zu tilgen und mich dem Ewigen zu versöhnen.

Wenn ein Gott ist, so sind alle Zweifel an der Erreichbarkeit des menschlichen Endzweckes oder an dem Erfolge des Strebens nach dem Wahren, Schönen und Guten gehoben. Ein Gott, wie die Vernunft ihn als den Bürgen für die Realität ihres eignen Wesens zu denken vermag, ein solcher Gott will selbst die Vernunft und schafft sie, weil er sie liebt. Für Ihn hat dasjenige, was dem Menschen einen höchsten Werth und wahre Würde giebt, selbst ewige Gültigkeit; er konnte den endlich vernünftigen Geist nur für endlose Fortdauer schaffen; die Person hat für Ihn einen im Ganzen nie schlechthin untergeordneten Werth. Er wird die persönlichen Ebenbilder Seines Wesens auf tausend unerforschten Wegen durch das grenzenlose All Seiner Schöpfung hindurch führen, Er wird sie von Stufe zu Stufe zu läutern, zu erheben, zu vollenden wissen, und gewiß wird auch in Ihm für den sittlichen Fall ein Wiederaufstehen, für die sittliche Schuld eine versöhnende Tilgung zu finden seyn.

An einen solchen Gott lernt die Vernunft glauben, weil weder Erfahrung noch Geschichte es hindern, weil das Grundbedürfniß ihres Wesens Ihn fordert und weil dieses Bedürfniß und der sittliche Charakter, aus welchem es hervorging, für sie selbst unbedingten Werth, unbedingte Kraft und Gültigkeit hat. Die Vernunft glaubt an Gott auf das innerlich unwidersprechliche und äußerlich nicht zu entkräftende Zeugniß ihrer selbst; sie vertrauet dem Besten in ihr, um sich mit demselben an-

schließen zu können an ein noch Höheres und noch Besseres, als sie selbst ist. Sie glaubt an Gott, und findet kein anderes Wort, um diese frei-sittliche Hinwendung ihres ganzen Wesens zu einem Unerforschlichen über ihr würdig zu bezeichnen. Sie vermag allerdings auf diese Weise nur ein in ihr gegenwärtiges Geheimniß durch ein zweites über sie selbst hinausreichendes zu erklären; aber eben hierin ruhet das Wunder und die Kraft des religiösen Glaubens der Vernunft, daß das Höchste für sie ein Unergründliches und dennoch völlig Gewisses, daß das Räthsel der Welt durch das Geheimniß des göttlichen Daseyns nicht begriffen und dennoch gelöset wird.

In dieser Weise begründet und entwickelt sich nun auch die Religion als ein Erzeugniß der Vernunft oder der rationalen Erfassung und Beurtheilung des menschlichen Verhältnisses. Wir wollen dieser Entwickelung auf dem Wege bloßer Vernunftbetrachtung jetzt nicht weiter nachgehen, sondern uns sogleich zu der heiligen Geschichte wenden, in welcher wir die Resultate derselben wiederfinden.

Der christliche Rationalismus.

Der Rationalismus im Christenthume beruhet auf der Behauptung, daß die allgemeinen, für alle Zeiten gültigen und das deutlich erkannte religiöse Bedürfniß völlig befriedigenden Wahrheiten in der Lehre Jesu enthalten sind, und daß eben deswegen diese Lehren allein das Wesen des Christenthums ausmachen und seine ewige Dauer verbürgen. Auch hier aber ist der Rationalismus selbst älter als sein Name. Erst in den letzten Jahrhunderten haben seine Grundsätze sich allmählig zu einem wissenschaftlichen Systeme ausgearbeitet und dieses System ist noch nicht vollendet. Schon in den früheren Jahrhunderten aber sind einzelne ihm zugehörige Ansichten und Lehrsätze bald mit mehr bald mit weniger Klarheit und Schärfe aufgestellt worden, und dann in Conflict getreten mit den jedesmal vorherrschenden Lehrgebäuden der christlichen Kirche, wie dieß die Geschichte des Christenthums nachweisen kann. In unserer Zeit ist dieser Conflict bestimmter und schneidender hervorgetreten als jemals; die entgegengesetzten Ansichten sind dadurch genöthiget worden, sich in sich selbst mehr zu vollenden, und auf die obersten Principien ihres Gegensatzes zurückzugehen. Blos von diesem Gesichtspunkte aus soll nun auch hier von dem christlichen Rationalismus gesprochen werden.

Es bedarf eines Wortes, um die Differenz der Gegensätze so zu fixiren, daß auf das Princip der Differenz mit möglichster Deutlichkeit hingewiesen wird. Dazu bieten sich nun keine passenderen Ausdrücke dar, als die schon allgemein bekannten: Rationalismus und Supranaturalismus. Man hat aber die etymologische und sprachgemäße Bedeutung beider Wörter richtig zu fassen. Wenn unter „Natur" nichts weiter verstanden werden könnte, als der Inbegriff der nach den Gesetzen des ursachlichen Zusammenhanges (des Causalnexus) einzeln und in Wechselwirkung bestehenden Daseyns endlicher Dinge, so würde der Rationalismus sich selbst, d. h. die Vernunft, verkennen und als völlig irrational erscheinen, wenn er nicht wüßte und bekennete, daß in der Vernunft mehr als seine Natur gegeben ist, daß sie einem übersinnlichen über dem Causalzusammenhange der Dinge stehenden Gesetze zu gehorchen berufen und fähig ist, daß sie ein Gesetz der Freiheit in sich trägt, welches, wo es sich wirksam erweiset, das Gesetz der unfreien Natur sich unterwirft und beherrscht. Nach dieser engern Bedeutung des Wortes Natur ist daher jeder wahre Rationalist nothwendig auch Supranaturalist. Aber so darf der Letztere den Ausdruck nicht fassen, wenn er sich dem Rationalisten principiell entgegensetzen will. Dann muß vielmehr unter „Natur" das Ganze der geschaffenen Dinge in Raum und Zeit verstanden, und auch die Vernunft mit darunter begriffen werden, insofern auch sie, wenn gleich befähigt und bestimmt für eine höhere Ordnung der Dinge, doch auf dieser Erde nur unter den allgemein natürlichen, sinnlich erkennbaren Verhältnissen wirksam wird. Hier ist nun die dem Rationalismus entgegengesetzte Grundbehauptung diese, daß die menschliche Vernunft, ungeachtet der ihr von Gott verliehenen

höheren Natur, doch nicht im Stande sey, die zu ihrer Befriedigung und Beruhigung nothwendigen Glaubenswahrheiten aus sich selbst zu entwickeln, und daß folglich, wenn sie dessen ungeachtet derselben theilhaft werden solle, Gott selbst als der Vermittler erscheinen und durch eine andere Offenbarung, als welche er bereits in der menschlichen Vernunft ursprünglich niedergelegt hatte, ergänzen müsse, was der Vernunft allein abgeht, sey es durch eigne Schuld (Sündenfall) oder durch ihre uranfängliche und unvermeidliche Beschränktheit als eines Geschöpfes der Erde. Dieß sey nun auch durch die Sendung und Lehre Jesu geschehen, und in den Berichten der Evangelisten und Apostel darüber vollständig nachzuweisen.

Ich glaube nicht unrecht zu thun, indem ich mich des Ausdrucks Supranaturalismus in dieser bestimmten Bedeutung bediene, denn so läßt es sich unschwer ererkennen, daß der Streit beider Ansichten gegeneinander theils auf rein wissenschaftlichem, theils auf historischem Boden geführt werden muß, und daß die Entscheidung von den Resultaten abhängt, zu welchen Psychologie und Philosophie auf der einen Seite, Schrifterklärung und Geschichte auf der andern Seite in Betreff des menschlichen Geistes, einer allmähligen Entwickelung und der Auffassung seiner Wahrheit zu verschiedenen Zeiten gelangen. Um nun aber den Geist und die Tendenz des Rationalismus richtig zu fassen, wird es nöthig seyn, die Hauptmomente beider Systeme einander vergleichend gegenüber zu stellen, und dieß soll jetzt versucht werden.

I.
Das Christenthum als geoffenbarte Religion.

Von beiden Seiten wird das Christenthum anerkannt als eine von Gott geoffenbarte Religion. Aber der Begriff der Offenbarung erhält in Folge der verschiedenen Grundansichten bald eine wesentlich verschiedene Bedeutung. Dem Supranaturalisten bedeutet die christliche, so wie jede wirkliche und nach seiner Ansicht eigentliche Offenbarung diejenige Einwirkung Gottes in die Natur der Dinge, durch welche er den Menschen, sey es durch übernatürlich hervorgerufene Erscheinungen in der äußern Natur oder durch gleich übernatürliche Erzeugung (Eingebung) der dem menschlichen Geiste an und für sich unzugänglichen religiösen Vorstellungen, dasjenige bekannt werden läßt, was sie von Gott und in Beziehung auf ihn wissen sollen, aber nicht finden können. Für den Rationalisten dagegen ist in den Elementen und in der Entwickelung seines religiösen Glaubens kein Grund vorhanden, unter Offenbarung etwas anderes zu verstehen, als diejenige allgemeine Wirksamkeit Gottes bei der Leitung und Erziehung des menschlichen Geschlechtes, wodurch in demselben allmählig und periodisch die, ihrer Möglichkeit nach, in der Vernunft ursprünglich begründete Erkenntniß Gottes und der Glaube an Ihn verwirklicht, geläutert und bis zu der Vollkommenheit, in welcher sie sich uns durch Jesum vor Augen gestellt hat, entwickelt und gekräftiget worden ist.

Worauf beruhet nun diese wesentliche Verschiedenheit? Darauf nicht, daß in den heiligen Schriften des alten Bundes berichtet wird, Gott selbst habe geredet zu den ersten Menschen und zu Vielen nach ihnen, oder

daß Er erschienen sey dem Adam im Paradiese, dem Moses im feurigen Busche und so öfter. Denn hier bleibt immer die Frage, ob die zur Bezeichnung jener göttlichen Wirksamkeit gebrauchten Worte von den Berichterstattern in dem buchstäblichen Sinne genommen oder ob die geistige Erweckung, welche durch das erzählte Factum in dem Gemüthe des Empfängers der Offenbarung zu bewirken war, von ihnen nur ihrer Zeit und ihrer Denk- und Sprechweise gemäß in die bildliche Form jener Darstellung gekleidet worden sey. Auch daraus, daß jene älteren Darstellungen von Jesu selbst und seinen Aposteln nicht getadelt oder berichtiget, vielmehr in ähnlicher Weise wiederholt worden sind, läßt sich die supranaturalistische Fassung des Offenbarungsbegriffes nicht zur Genüge rechtfertigen. Denn wenn auch z. B. in den ersten Worten des Briefes an die Hebräer von Gott gesagt wird, er habe oft und auf mancherlei Weise geredet zu den Vätern, und wenn auch Jesus von sich selbst sagt, er habe alles, was er den Menschen bekannt mache, empfangen von seinem Vater, und man könne leicht inne werden, daß seine Lehre von Gott sey, und daß er nicht von sich selber rede; so sind doch alle diese und ähnliche Ausdrücke unverkennbar von der Art, daß es, um sie richtig zu verstehen, der Annahme einer übernatürlichen Einwirkung Gottes auf die Seelen derer, durch welche Er den Menschen Sein Wort und Seinen Willen bekannt machen wollte, keinesweges bedarf. Ein hinreichender Grund für die Voraussetzung einer im engsten Sinne wunderhaften Offenbarung Gottes von Seiten des Supranaturalismus kann daher nur in der Behauptung gefunden werden, daß es solche religiöse Wahrheiten gäbe, und daß die heilige Schrift solche religiöse Wahrheiten enthalte, für deren Erkenntniß in der mensch-

lichen Vernunft die Bedingung der Möglichkeit entweder ganz fehle oder doch nicht hinreichend gegeben sey, und welche dennoch dem Menschen unentbehrlich seyen zu seinem Heile, zu seiner Zuversicht zu Gott und zu seinem Frieden in Gott. Daß es sich nun hiermit anders verhalte, behauptet der Rationalismus, und weiset es nach, aus der Selbsterkenntniß seiner geistigen Natur. Auf diesen Punkt also sehen beide Systeme sich hingetrieben schon durch die erste Differenz über den Begriff und die Natur göttlicher Offenbarung. Der Supranaturalist hat dem Rationalisten zu beweisen, daß der Letztere, wenn er die Vernunft für fähig halte, einen das wahre Bedürfniß des Geistes befriedigenden religiösen Glauben aus sich zu erzeugen, sich bei seiner Selbstforschung täusche und den Gehalt, sowie die Kraft seiner Vernunft überschätze. Dieß ist noch nicht geschehen; denn bloße Versicherungen, daß dem so sey, können keinen Beweis ersetzen. Die Hinweisung auf die bekannte, allgemeine Schwäche des Menschen beweist nicht, daß auch derjenige sich irre, welchem Gott verliehen haben mag, sich über die Schwäche der Vielen durch die Fülle und Stärke seines Glaubens zu erheben. Endlich die Erinnerung, daß alle Rationalisten von Christen geboren und erzogen seyen und mithin der christlichen Erziehung und Belehrung ihre dermalige Einsicht zu verdanken haben, führt ebenso wenig zu dem gesuchten Ziele, indem jeder Lehrer wohl weiß, daß sein Schüler die ihm mitgetheilten Lehren aus irgend einer Sphäre der Vernunfterkenntniß zwar anfangs auf Treu und Glauben annimmt, späterhin aber den Grund ihrer Wahrheit in sich selbst finden lernt, und dann nicht mehr glaubt auf das Zeugniß des Erziehers, sondern auf das innere Zeugniß der Wahrheit für sich selber allein.

Auf der anderen Seite hat der Rationalist das, was für ihn Fundamental- und Hauptlehre ist, nämlich das Wesen und die Geschichte der menschlichen Vernunft, mit möglichster Schärfe und Klarheit zu entwickeln und darzulegen, so daß die inneren Thatsachen zweifelsfrei hervortreten und in dem Bewußtseyn des die Belehrung darüber ernstlich Suchenden sich finden lassen. Auch dieß ist noch nicht zur Befriedigung durchgeführt worden. Bis dahin kann die speculative Beleuchtung des Wunderbegriffs im supranaturalistischen Sinne ausgesetzt bleiben, denn wenn die supranaturalistische Ansicht von der menschlichen Vernunft die richtige wäre, wenn mithin der Mensch die Kraft nicht hätte, aus sich selbst zu einer festen Zuversicht über Gott und göttliche Dinge zu gelangen; so würde er auch in Betreff des Wunders, welches ganz und gar dem Gebiete des Uebernatürlichen angehört, kein Stimmrecht beanspruchen dürfen, sondern hätte nur in ehrerbietigem Schweigen zu vernehmen, was der ihm unerreichbare Geist und Herr gethan habe in der Zeit und ferner thun wolle.

II.

Anfang der göttlichen Offenbarung.

Wir müssen aber in der Vergleichung der vorliegenden Ansichten noch weiter gehen. Beide stimmen wohl in der Ueberzeugung überein, daß die Weltregierung Gottes hinsichtlich des Menschengeschlechtes eine Erziehung desselben sey, und daß diese Erziehung begonnen habe und sich fortsetze auf analoge Weise mit der Erziehung der einzelnen Menschen durch ihre Eltern und alle dabei mitwirkenden Verhältnisse. Indessen auch hier

trennen sich beide Ansichten bald wieder und zwar theils, was die einzelnen historischen Perioden der Erziehung der Menschheit anlangt, theils insbesondere in Betreff ihres Anfanges, der Erziehung des ersten Menschen.

A. Anfang nach der Idee der Vernunft.

Die nächste Frage ist demnach, wie zuerst Gott dem Menschen habe offenbar werden oder wie der Mensch zuerst zu der Anerkennung eines Urhebers der Natur in ihm und außer ihm habe gelangen können. Zur Beantwortung dieser Frage wird billig zuerst der Weg der Beobachtung und Reflexion eingeschlagen, um zu versuchen, wie weit derselbe, rückwärtsgehend, es möglich mache, sich dem Anfange zu nähern. Nun leuchtet ohne Weiteres ein, daß der erste Mensch oder das erste Menschenpaar nicht so habe geboren und erzogen werden können, wie nach ihm seine Abkömmlinge zu aller Zeit. Die ersten Menschen hatten selbst keine Eltern, keine menschlichen Lehrer. Sie konnten auch nicht als Säuglinge auf der Erde entstanden seyn, weil dann ein baldiger Tod ihr unvermeidliches Loos geworden seyn würde. Sie müssen also gedacht werden als hervorgegangen aus dem Worte des Schöpfers mit einem zur Selbsterhaltung hinlänglich ausgebildeten Körper, als versehen zur Auffindung ihres Unterhaltes mit dem noch jetzt in der gesammten Thierwelt lebendigen Instinkte, übrigens aber, was ihre geistige Entwickelung anlangt, als überlassen den Einwirkungen der äußeren, und der hierdurch erregten Rückwirkung ihrer innern Natur. Dieß alles nun scheint wohl den Meisten unbedenklich, so lange von natürlicher Entwickelung des Menschen im engeren Sinne

des Wortes „Natur" die Rede ist, oder von der Entwickelung der physisch und psychisch organischen Kräfte desselben. Aber der Mensch hat mehr von Gott empfangen als den Leib und die darin wohnende, auch den Thieren eingepflanzte Seele. Ihm ist Vernunft gegeben, und es ist für die uns jetzt beschäftigende Frage fast gleichgeltend, ob die erste Spur der Vernunfterscheinung in dem Leben des ersten Menschen blos in dem irgend einmal erwachenden Gewissen oder Gefühle eines sittlichen Sollens anzutreffen sey, oder ob sie schon in den Anfängen der menschlichen Sprache sich zeige, welche den ersten wesentlichen Unterschied setzet zwischen Mensch und Thier. Aus diesem Uebergangspunkte des thierisch organischen zu einem höheren Leben auf der Erde erwachsen die Schwierigkeiten, welche es einem Theile der Beobachter unmöglich machen, sich an dem Resultate genügen zu lassen, mit welchem man bis dahin auszureichen meinte. Körperliche Tüchtigkeit und Gewandtheit, thierische Seelenzustände mit allen dahin gehörigen Wahrnehmungen und Richtungen des feinsten Instinktes, alles dieß meinen zwar Viele aus der dem Menschen von Gott eingeschaffenen Natur und ihrer Selbstthätigkeit erklären zu können; aber wo diese Natur sich über die ganze übrige Erdenschöpfung zu erheben anfangen, wo sie menschliche Rede hervorbringen, und vor Allem, wo ein Bewußtseyn des moralisch Nothwendigen, des Guten und Bösen in ihr erweckt werden soll, da scheint Vielen eine besondere übernatürliche Hülfsleistung, ein besonderer, selbst durch Sprache und Vernunft einwirkender Lehrer für den ersten Menschen ebenso unentbehrlich zu werden, wie die erziehende Hülfe und der bildende Unterricht es noch jetzt ist für jeden Neugebornen.

Dieser Ansicht entspricht nun vollkommen die alt-

testamentliche Erzählung von dem Leben der ersten Menschen im Paradiese, und daher schließt auch der Supranaturalismus sich an dieselbe allgemein an. Ihr zufolge ist nicht eben nothwendig zu behaupten, daß Gott in menschenähnlicher Erscheinung vor Adam gewandelt sey, ihn zu der sprachlichen Bezeichnung der Gegenstände seiner Umgebung angeleitet, nachher weitere Unterhaltung mit ihm gepflogen und zuletzt ihn gelehrt habe, was er als das Geschöpf seines Lehrers nach dessen Willen thun oder unterlassen solle. Es kömmt in dem Systeme des Supranaturalismus lediglich darauf an, die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Einwirkung Gottes zum Behuf der Entwickelung menschlicher Vernunft nachzuweisen; die besondere Art und Weise, wie durch Wunder eingewirkt worden, kann unentschieden gelassen werden. Aber daran, daß es durch Wunder geschehen sey, ist im Geiste des Supranaturalismus nothwendig fest zu halten, und allerdings bleibt es ein zeitlich endliches, zugleich aber dennoch übernatürliches Eingreifen des Schöpfers in die bereits durch Ihn gewordene Natur, gleichviel, ob Er selbst erschienen sey in menschlicher Gestalt oder ob Er einen höhern Geist dazu besonders beordert, oder ob Er durch sonst irgend eine bildliche Vorhaltung der Vernunft die Stelle des menschlichen Erziehers bei dem ersten Menschen vertreten habe.

Dieser Ansicht nun kann der Rationalismus nicht beitreten. Zufolge der Resultate seiner Erforschung der menschlichen Natur besitzt diese in sich unsprünglich die Kraft, sich zur Erkenntniß und Verehrung Gottes hinauf zu finden. Wie dunkel nun auch und historisch unergründlich die ersten Anfänge eines solchen Aufschwunges seyn mögen, so sind sie doch dem Rationalismus kein größeres Wunder als jede spätere Erscheinung des aus-

gebildeten Glaubens an Gott, oder als die tägliche Erscheinung der sittlichen Vernunft, wo sie ihre Herrschaft über die sinnlichen Triebe wirklich beweiset. Sie sind ihm nur ein besonderes Hervortreten des allgemeinen Wunders der Natur überhaupt und ihres ewig bewegten Daseyns, größer als andere blos dadurch, daß ihr Produkt ein höheres ist, nicht aber dadurch, daß sie eine neue Kraft erforderten außer der ersten und ewigen und nie ruhenden Schöpferkraft des Allwirkenden.

Um die früheste Entwickelung des menschlichen Geistes im Sinne des Rationalismus einigermaßen verständlich zu machen, ist weder anzunehmen, daß der erste Mensch ursprünglich roh oder blos Thier gewesen, noch daß er mit ausgebildeter Geisteskraft aus der Hand seines Schöpfers hervorgegangen sey. Das Letztere ist geradehin vernünftig undenkbar, das Erstere ist nicht nöthig und durch kein Datum des inneren Menschen begründet. Ohne Zweifel fand der erste Mensch an dem Orte seines Erwachens sich umgeben von denjenigen Dingen, zu deren Benutzung mittelst des einfachsten Gebrauchs seiner Glieder der ihm eingepflanzte Instinkt ihn hinweisen mußte. Was hätte ihn von vornherein veranlassen mögen, hier etwas Anderes oder etwas Schlechteres zu thun, als was das noch einfache und leicht zu befriedigende Bedürfniß so eben erheischte? Rohheit ist immer Verwilderung, und zur Verwilderung kömmt der Anlaß überall erst durch eine die Selbstsucht aufregende Reibung mit einem verwandten Andern. In keinem Gegenstande außer ihm war Anfangs der Grund zu einer solchen Reibung gegeben: der erste Mensch war demnach anfänglich ein ruhiges, harmloses Geschöpf, entgegendämmernd den äußeren Reizen, welche die ihm im Keime eingepflanzten Triebe erwecken sollten. Er war

hierin ähnlich dem Säuglinge unserer Tage, zugleich aber sehr verschieden von ihm durch die Beschaffenheit seines Körpers, und durch die hier bedingte größere Energie seines thierischen Instinktes. Erst mit dem später erwachenden Bewußtseyn und mit der Sprache, in welcher das Bewußtseyn sich selbst und Andern verständlich wird, trat jener Instinkt in engere Schranken zurück, und nur selten konnte er späterhin mit einigem Grade der früheren Stärke wieder hervorbrechen in Zuständen, welche dem Bewußtseyn die ihm eigenthümliche Klarheit entzogen, wie z. B. im Zustande des Nachtwandelns oder mancher Träume. Man hat den ersten Menschen unschuldig genannt, das Wort aber konnte nur in völlig negativer Bedeutung genommen werden. Er war ohne Schuld, aber auch ohne Verdienst; ohne Sünde, aber auch ohne Tugend; untadelig in seinem Wesen, aber auch noch werthlos in seiner Erscheinung. Wer mochte nun sein erster Lehrmeister werden?

Ich antworte: die Natur der ihn umgebenden Dinge wurde es. Die Frucht des Baumes, die Beere des Strauches, welche seinen ersten Hunger stillte, erregte ein Wohlgefallen in ihm, und er lernte wiederholt nach ihr greifen, wenn sich das erste Bedürfniß erneuerte. Er sah die Thiere Aehnliches thun, und er ahmte ihnen nach. Das eine Mal erreichte er dabei seinen noch nicht selbst gedachten Zweck, ein anderes Mal vielleicht verfehlte er ihn. Im letzteren Falle entstand ein Mißfallen in ihm über den nicht zur Befriedigung seines Sinnes ausgefallenen Versuch; dieses Mißfallen trug sich bald, so wie auch das frühere Wohlgefallen auf den Gegenstand über; es bildeten sich in der Seele die Gefühle der Zuneigung und Abneigung, schon in entfernter Be-

ziehung stehend auf den Keim der Sittlichkeit in der innersten Tiefe des Geistes.

Aber man kann schon bei diesen ersten Entwickelungsversuchen kaum zwei Schritte mit Erfolge thun, so lange man den ersten Menschen allein denkt. Angenommen, daß die biblische Erzählung hiervon (1. Moses 2, 18. 21, flgde.) nicht als historischer Bericht betrachtet werden kann, so würde es der Naturwissenschaft angemessen seyn, das gleichzeitige Entstehen eines ersten Menschenpaares zu behaupten, so wie ja auch von den Thiergattungen vorausgesetzt wird, daß der Schöpfer sie in der ursprünglichen Verschiedenheit des Geschlechtes habe von der Erde erzeugt werden lassen. Waren nun zwei Menschen einander gegenüber gestellt, so erfolgte die gegenseitige Entwickelung ihres Geistes weit vielseitiger und leichter. Zunächst das Sprachvermögen erhielt einen weit kräftigeren Anlaß sich zu äußern, als wenn der noch einsame Mensch nur dumpf und zwecklos die gehörten Töne der einen Laut von sich gebenden Dinge wiederholte, oder eigene Töne gleich unarticulirt aus seinem Munde hervorstieß. Mit dem Anblicke eines zweiten ihm gleichen Wesens mußte in dem erstgedachten Menschen ein Trieb zur Annäherung an dasselbe sich regen, mehr als zur Annäherung an irgend ein anderes Object der Natur; und so umgekehrt. Die erste noch ganz äußerliche Gemeinschaft führte bald, wie zu der leichteren Nachahmung instinktmäßiger Handlungen, so auch zu einer gegenseitigen Mittheilung über das von außen Vernommene oder im Innern dunkel Gefühlte hin. Wir sehen dieß in verwandter Weise geschehen an je zwei Säuglingen, welche einander gegenüber gehalten werden, und dann gar bald die Zeichen geben von gegenseitigem Erkennen und Anerkennen durch Bewegung der Arme

und durch Mienenspiel, wenn gleich in Beiden die Seele noch tief schlummert, und von Sprachfähigkeit noch weniger die Rede ist. In dem ersten Menschenpaare konnte die Entwickelung rascher vorschreiten. Die Laute der Natur wurden leichter und glücklicher nachgeahmt, weil es galt, sie auch dem Andern bemerklich zu machen. Bald sollte nur die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, nur ein gleiches Lustgefühl oder Staunen in dem Andern bewirkt werden, bald kam es darauf an, den Andern zu einer Thätigkeit zu veranlassen oder ihn von dem, was Nachtheil gebracht hatte, zurückzuhalten, ihn zu warnen, und dergleichen mehr. Was hier die an articulirten Lauten noch arme Sprache nicht vermochte, das ersetzte zur Genüge die Pantomime des Auges, der Gesichtsmuskeln, des ganzen Körpers. Es ist gleichgültig für jetzt, wie viele Zeit das erste Menschenpaar bedurft habe, um sich die zu dem ersten geselligen Leben erforderliche Fertigkeit in zusammengereiheten Worten oder in Sätzen zu sprechen, zu erwerben. Wer es aber begriffen hat, was es heißt, es liege in einem Dinge der Keim zu seiner organischen Entwickelung, und wer sich deutlich gemacht hat, wie unergründlich Tiefes und Hohes die Natur bei jeder derartigen Entwickelung in dem kleinsten Grashalme und in der edelsten Thierart zu thun vermag und täglich thut vor Aller Augen, der wird auch nicht in Abrede stellen, daß auf der höchsten Naturstufe, d. h. in der menschlichen Seele, noch abgesehen von dem Keime der Vernunft in ihr, dasselbe bewirkt werden konnte, ohne ein neues Zuthun des Schöpfers zu dem ersten, allumfassenden, überall offenbaren, ewigen Wunder seiner Macht.

Doch nicht blos die Sprache und die gemeine Erkenntniß der Dinge mußte in dem Menschen entwickelt

werden, sondern auch seine sittliche Natur. Hierzu reicht das bis jetzt Erwähnte nicht hin; denn aus der ersten Zuneigung und Abneigung in Folge einer das thierische Leben betreffenden Erfahrung, ja sogar daraus, daß jene Gemüthszustände auch in dem Verhältnisse der ersten Menschen zu einander eintraten, konnten wohl Affecte verschiedener Art und Handlungen in Gemäßheit dieser Affecte hervorgehen, wie wir dieß auch bei den Thieren gewahr werden. Aber die Thiere in ihrer Freundlichkeit oder Feindseligkeit, in ihrer Milde oder in ihrem Zorne thun nicht was hier recht, dort unrecht ist, sie sind keiner sittlichen Beurtheilung fähig. Ist der Mensch einer solchen unterworfen und unterwirft er sich ihr nothwendig selbst, so muß von ihm noch eine besondere ihm eigenthümliche Stufe auf dem Gange zu seiner geistigen Entwickelung erstiegen worden seyn.

Dieser Punkt ist es denn auch, welcher den Versuchen, die vorgeschichtliche Geschichte geistiger Erziehung mit den Schriftzügen der erkennbaren Natur zu schreiben, die bedeutendsten und für Manche unübersteiglichen Hindernisse entgegenstellt. Es ist das factische Daseyn des sittlich Guten und des sittlich Bösen im Menschen. Wir dürfen hierbei nicht leichtfertig vorübergehen. Zuvor nur noch eine Erinnerung oder Bitte an den Andersdenkenden. Man verlange nicht, daß das sittliche Princip unter irgend einer Form mit einem Male, gleichsam mit einem Schlage, dem Gemüthe des Menschen gegenwärtig geworden seyn müsse; man gehe nicht von der Voraussetzung aus, daß die höhere Natur des Menschen nicht auch auf dem Wege der niedern Natur zu sich selbst habe kommen können; man fürchte nicht, daß auf dem naturgemäßen Wege der Betrachtung der ächt sittliche Geist nothwendig verkannt werden müsse; man übe so viel

Entsagung, daß man der vorgelegten Entwickelung ruhig zuschaue, und sie nur bei einem an ihr bemerkten wirklichen Fehltritte festhalte, um sie auf den Irrthum aufmerksam zu machen und ihn berichtigen zu helfen.

Also die Frage ist zu beantworten, wie das sittliche Bewußtseyn auf natürlichem Wege, allmählig, aber zuletzt doch vollständig, zur Wirklichkeit habe gelangen können. Vorläufig wird zugegeben, daß wenn der Mensch auf demselben Wege auch zur Religion geführt werden sollte, die Sittlichkeit in ihm erwacht und wirksam geworden seyn mußte. Ohne vorgängige Regung sittlicher Gefühle konnte wohl eine Art von Anbetung, ein Sich-Beugen des Geistes vor dem Uebermächtigen in der Natur Statt finden; aber das so angebetete Uebermächtige war noch nicht Gott. Die großen Erscheinungen in der Natur, der die Nacht durchzuckende Blitz, der gewaltig rollende Donner; der die Früchte des Feldes zerschlagende Hagel, der die Bäume entwurzelnde Sturm ließen dem Menschen seine Abhängigkeit von einem Andern außer ihm deutlich wahrnehmen, und wenn ein Blitzstrahl einen Baum gespaltet oder ein lebendiges Wesen getödtet hatte, wenn selbst ein gestern noch munter herumspringendes Thier heute leblos hingestreckt und doch äußerlich unverletzt auf dem sichern Boden, den es bewohnt hatte, gefunden wurde, so legten diese Erscheinungen dem Menschen das sorgliche Gefühl, daß auch ihn ein ähnliches Schicksal treffen könne, zu nahe, um spurlos oder wirkungslos an seinem Gemüthe vorüber zu gehen. Der noch unkundige Geist warf sich nieder vor der fremden Macht, über welche er nicht zu gebieten, welcher er sich auch nicht zu entziehen vermochte; es war Furcht, welche ihn sich zu beugen zwang, nicht nothwendig knechtische oder abergläubische Furcht, sondern das einfach natürliche Ge-

fühl, daß etwas außer ihm sey, welches ihm nicht dienstbar werde, auch nicht gleichgültig, wie der Stein oder Sand neben ihm stehe, sondern welches auch eingreife auf Anderes, und dessen gebieterischen Eingriffen er nicht weniger ausgesetzt sey. Man weiß, bis zu welchen Graden der Abgötterei jene erste religiöse Furcht sich in späterer Zeit verirrt hat. In seinen ersten Anfängen konnte das noch unklare Gottesbewußtseyn solche Abgötterei noch nicht hervorbringen. Etwas Geisterartiges lag zwar schon in diesen Anfängen, denn nicht der heute verderblich gewordene Wetterstrahl war es, von dessen Wiederkehr ein gleiches Verderben gefürchtet werden mußte, sondern die unbekannte Macht, welche morgen vielleicht einen zweiten herabschleudern möchte. Es ist dem Menschen natürlich, in den Dingen um ihn her nicht blos ein sinnlich Betastbares wahrzunehmen, sondern in allem Anschaubaren und besonders in dessen Bewegungen ein innerlich Lebendiges zu ahnen. Dieß thun noch heutzutage unsere Kinder, und es geschah noch weit mehr in jener ältesten Zeit. Erst ein tiefer gesunkenes Geschlecht verlor wieder den früher geahneten Geist über dem Handgreiflichen der sinnlichen Masse. Jedoch auch in der ersten Reinheit der Natur-Anschauung standen die jetzt geschilderten Gefühle, wie schon bemerkt worden, nur in entfernter Beziehung auf wahre Religion, weil sie noch nicht getragen wurden von sittlichen Gefühlen, oder weil wir befugt sind, sie zum Behufe unserer Untersuchung als noch unverbunden mit jenen höheren Regungen in dem Gemüthe zu betrachten.

Wie konnte nun das sittliche Bewußtseyn, als Bedingung eines späteren religiösen Glaubens von gleich sittlichem Gehalte, zuerst in der Menschenseele sich entfalten? Es ist von selbst klar, daß eine

Entwickelung solcher Art nur da erwartet werden kann, wo menschliche Gemeinschaft ist, zunächst die Gemeinschaft des ersten Paares, dann die der Familie. Vermittelst des Beisammenseyns der ersten Menschen hatten bereits die frühesten Gefühle der Zuneigung und Abneigung, welche schon in den ersten einsamen Menschen durch sein Verhältniß zu der ihn umgebenden Natur angeregt wurden, eine neue Beziehung, einen neuen Character gewonnen. Die gleiche Gestalt, die gleiche körperliche Bewegung hieß gleiches Wesen, gleiches Bedürfniß in dem Anderen voraus setzen, und forderte instinctmäßig zu einer geistigen Annäherung, zu einer Mittheilung eigner Erfahrung, eigenen Triebes und Verlangens auf. Ich schweige ganz von dem Antheile, welchen das geschlechtliche Verhältniß hieran gehabt und immerfort behalten hat. Aber abgesehen hiervon war es natürlich und geschah unfehlbar, daß eine mit Lust genossene Frucht dem Andern dargeboten, daß der Andere von irgend einer Handlung, welche dem Ersten nachtheilig geworden war, zurückzuhalten, oder auf die von ihm erprobte bessere Weise, die Absicht zu erreichen, hingewiesen wurde. Die durch das Anschauen gleicher Persönlichkeit erregten Gefühle des Wohlwollens begründeten ohne Zweifel zuerst die sittliche Entwickelung des Gemüthes. Denn für die entgegengesetzten Gefühle des Neides, des Eigennutzes und dergleichen fand sich noch kein Anlaß, da die umgebende Natur die Bedürfnisse der ersten Menschen so reichlich deckte, diese Bedürfnisse selbst noch so einfach waren, und der Gedanke an ein ausschließliches Eigenthum noch so fern lag.

Auch alle edleren rein menschlichen Gefühle aus der Anschauung und Betrachtung der Natur in den Scenen ihrer Schönheit und Größe fanden in der durch das na-

türliche Wohlwollen gewürzten Gemeinschaft der ersten Menschen den Boden, auf welchem sie sich weiter erheben konnten. Es mag seyn, daß schon der erste Mensch den Untergang und Aufgang der Sonne, das Licht des Mondes und den strahlenden Sternenhimmel, den Schmelz der Blumen und Wiesen, das fröhliche Getümmel der friedlichen Thiere mit Freude oder mit Staunen in den Stunden der Ruhe betrachtet hatte; solche Stunden fehlten ihm nicht, und wenn einzelne Vorfälle des Tages ihn nicht zu einer besondern, darauf bezüglichen, Thätigkeit reizten, so gab er sich den stillen Einflüssen des größeren Ganzen um so unbefangener hin. Ganz anders jedoch, wenn ihm ein Mitgenosse seines Schauens und Sinnens, seiner Lust und seines höhern Aufblickes gegeben war. Da gesellte sich zu den Empfindungen der Hinneigung und des Wohlwollens auch noch das Verlangen nach einer Gemeinschaft bei jeder wohlthuenden oder erhebenden Anschauung der Natur. Selbst ohne Wortsprache noch, aber ausdrucksvoll und bis in das Innerste erregend, sahen und fühlten, suchten und fanden die Zwei, was das Gemüth des Einsamen nur dumpfer und vorübergehender hatte bewegen können. Ich will nicht entscheiden, ob hier schon Gottesverehrung die Herzen des ersten Menschenpaares heilig durchschauert habe; weit entfernt davon waren sie nicht. Aber es fehlt für unsere Betrachtung noch die sittliche Selbsterkenntniß, und wo diese noch fehlt, da hat die rein religiöse Rührung doch nur einen mehr ästhetischen Gehalt, und keine Bürgschaft für ihre Dauer.

Die sittliche Selbsterkenntniß wird von dem Menschen nicht auf dem geradesten Wege gewonnen, sondern erst durch die Wahrnehmung eines Unsittlichen in ihm, durch die Wahrnehmung des Gegensatzes. Der Mensch

ist sinnlich geboren und soll vernünftig sittlich werden; er kann dieß nur durch Ueberwindung der ihn an die Erde bindenden Natur. Auch das Leben der ersten Menschen konnte nicht ermangeln, ihnen einzelne Handlungen zum Bewußtseyn zu bringen, welche sie mißbilligen, an welchen sie Mißfallen empfinden mußten, so bald sie vollbracht waren. Dieß war die erste Schule ihrer sittlichen Erziehung. Die ersten Menschen, obwohl einander gleich geschaffen, in Hinsicht auf ihren körperlichen Organismus und ihre geistige Anlage, waren dennoch verschieden von einander, durch das Geschlecht, und durch die Eigenthümlichkeiten des Temperamentes, und der sinnlichen Erregbarkeit überhaupt; denn nie sind zwei Exemplare derselben Gattung einander völlig gleich in der Natur. So wie nun auf der einen Seite jene Gleichheit des Wesens sich zu erkennen gab durch die Anschauung, und durch die Erfahrung im täglichen Verkehre, so konnte es nicht fehlen, daß auch die, mit ihr auf das Engste verbundene Ungleichheit bemerklich wurde, ohne im Voraus durch Anschauung verkündigt worden zu seyn. Es traten daher bald Fälle ein, wo eine Verschiedenheit der Neigung, der Meinung oder des Verlangens den Einen nach dieser, den Andern nach jener Richtung hinzog; und je nachdem Beide sich in ihrer eigenthümlichen Richtung entschieden und sicher fühlten, so erzeugte sich in ihnen ein Affect des Eigenwillens, welcher Aeußerungen oder Handlungen zur Folge hatte, die dem Andern mehr oder weniger wehthaten, und ihn verletzten. Auch ohne Hinzukommen eines aus Eigenwillen und Selbstsucht stammenden Affectes, konnte ganz unwillkührlich, bei geeigneten Vorfällen, eine zu große Lebhaftigkeit der Anregung auf der einen Seite, wenn sie in dem Andern mit der entgegengesetzten Stimmung zusammen traf, ähn=

liche Mißtöne in die Gemeinschaft des ersten Paares bringen. Solche Mißtöne oder Verstimmungen blieben nicht unbemerkt, sie thaten sich kund durch Miene, Blick, Abwendung, oder Gegenbewegung. Je weniger wir Ursache haben, uns die Aeußerungen der ersten Gegensätze, der Neigung des Willens in dem ersten Menschenpaare als roh oder blos thierisch zu denken, desto eher mußte das früher in ihn gepflanzte Wohlwollen wieder hervorbrechen, und die beginnende Disharmonie wieder ausgleichen. Dieß geschah, sobald der eine Theil das dem andern zugefügte Unrecht gewahr wurde, durch die Empfindung der Reue über das Geschehene, und so erhielt er den ersten Antrieb, künftighin zu vermeiden, was dießmal zwar ohne Absicht, aber jetzt doch zu seiner eignen Mißbilligung gethan worden war.

In solcher Weise kann die natürliche Lebensgeschichte der ersten Jahre des ersten Erdenlebens leicht noch weiter verfolgt werden, und man wird finden, wie die Stammeltern unseres Geschlechtes sich wohl noch öfter und größer verirren, aber dennoch immer wieder zu der anfänglichen, wenn auch einigermaßen getrübten, Eintracht zurück geführt werden mußten. Wir wollen dieses Gemählde, welches allerdings keine historische Darstellung eyn kann, jetzt nicht weiter ausführen, sondern nur andeuten, wie, nach dem Gange der Natur, der Grund zu manchem wohl vermeidlichen, ja sogar wissentlichen Unrechte schon dadurch gelegt war, daß der Mensch nur als sein sinnliches, sinnlichen Reizen unterworfenes Wesen auf der Erde auftreten konnte. Zugleich aber wurde jedes bemerkte Unrecht der Art zu einem Erregungsmittel wahrhaft sittlicher Gefühle, und in einer Sittenlehre jener Zeit hätte als oberster Grundsatz der Satz gelten müssen: „Was du nicht willst, daß der Andere dir thue,

das thue auch ihm nicht." Zur Geltung dieses Grundsatzes wurde durch die Verhältnisse, von welchen wir hier sprechen, der Anfang gemacht. Der Fortschritt ging langsam.

Wie weit er während des ersten Menschenlebens oder auch nur bis zur Erziehung der nächsten Abkömmlinge des ersten Paares fortgeführt worden sey, kann auf keine Weise, weder durch psychologische Forschung, noch durch die geistvollste Dichtung, mit Sicherheit angezeigt werden. Daß aber der Fortschritt weder so schnell, noch in so ununterbrochener Steigerung stattfand, wie ihn manches wohlwollende und fromme Gemüth sich wohl gedacht hat, läßt sich schon an der Erzählung bemerken, welche das erste unserer heiligen Bücher uns über den Zustand der ersten Menschen überliefert hat.

B. Anfang nach dem Worte der Schrift.

Wir müssen diese Erzählung jetzt nach ihrem Wortsinne erwägen, und dürfen uns durch die physikalischen und moralischen Unrichtigkeiten und Widersprüche nicht irren lassen, welche sich in ihr finden. Denn es kömmt hier nur darauf an, zuzusehen, ob die voraussetzliche unmittelbare Einwirkung Gottes auf die erste Bildung des menschlichen Geistes wirklich den Erfolg, namentlich für die sittlich religiöse Erziehung gehabt habe, welcher von einer solchen übernatürlichen Veranstaltung billig erwartet werden muß.

Nachdem Gott die Schöpfung der Erde durch die Beseelung des ersten Menschenpaares vollendet hatte, so nahm er sich desselben unter der Form sinnlicher Persönlichkeit weiter an, theils um das Erkenntnißvermögen zu

wecken und zu leiten, theils zur Erregung und Uebung der sittlichen Natur. Gott gab dem Menschen die Sprache, und führte ihn an zum Gebrauche derselben, in Beziehung auf die ihn umgebenden Dinge. (1. Moses, 1, 28, ff. 2, 19. 20. 23. 24.) Er ertheilte ihm auch eine Vorschrift für sein Handeln, durch das Verbot, von dem Baume der Erkenntniß zu essen, durch welches Verbot allein die dem Menschen verstattete Freiheit im Gebrauche der Gegenstände der Natur beschränkt wurde. (2, 16. 17.) Dieses Verbot ist nicht von einem solchen Inhalte, daß der Mensch durch irgend eine spätere Entwickelung seines sittlichen Bewußtseyns von selbst darauf geführt werden konnte, sondern es läßt sich blos als eine Prüfung des Gehorsams betrachten, welchen der Mensch seinem deutlich von ihm erkannten Schöpfer und Herrn ohne Zweifel schuldig war. Wie in den Worten dieses Verbotes, welche den Baum ausdrücklich als: „den Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen" bezeichnen, schon der erste Anlaß zu einem Zweifel an der Aechtheit desselben, d. h. an der wohlmeinenden Absicht des Gebieters gegeben war, werden wir sogleich sehen. Die zugleich mit dem Verbote angedrohte Strafe der Uebertretung erscheint nicht als eine nothwendige Folge der letzteren, sondern blos als eine Ahndung des Ungehorsams, abhängig von dem Willen des Gesetzgebers allein.

Die von Gott gegebene Vorschrift wurde nicht befolgt. Es trat dem Weibe eine äußere Verlockung zum Ungehorsam unter der Gestalt der Schlange entgegen, und dieser Verführer benutzte die Worte des Verbotes selbst, welche dem Weibe nicht unbekannt geblieben seyn konnten, um in ihm den Zweifel an der Wahrheit des ausgesprochenen Wortes zu erregen, und das Gefühl der Pflicht eines unbedingten Gehorsams zurück zu drängen.

(1. Mose 3, 1 — 6.). Wie leicht dieß bewirkt werden konnte, liegt am Tage. Denn nachdem der Mensch bereits zu mannigfacher Erkenntniß der Dinge und seines Verhältnisses zu ihnen gekommen war, so mußte der Gedanke, daß er nun auch zu einer Erkenntniß des Guten und Bösen gelangen könnte, einen lebhaften Reiz für ihn gewinnen. Das Nachdenken über die Worte des Verbotes schien ihm anzudeuten, daß er durch dasselbe gerade von demjenigen abgehalten werden solle, was ihm, je weiter sein Geist sich entwickelte, desto schätzenswerther vorkommen mußte. Eva fand bald ein vorzügliches Wohlgefallen an der Frucht jenes Baumes, weil sie erfahren hatte, (zuerst aus den Worten des Verbotes selbst, dann wiederholt von der Schlange) daß der Genuß derselben „klug“ mache. Unter diesen Umständen lag das Unrecht der ersten Verletzung des göttlichen Willens in dem Mangel einer unbedingten Unterwerfung, und darin, daß einem der natürlichsten Zweifel gegen die Zweckmäßigkeit oder innere Güte des Geforderten irgendwie Raum gegeben, und Einfluß auf die Handlung gestattet wurde. Nun ist es zwar völlig richtig, daß sittliche Gebote einen unbedingten Gehorsam fordern, jedoch immer nur unter der Voraussetzung, daß es wirklich *sittliche*, d. h. auf die Vervollkommnung des Geistes und Herzens abzweckende Vorschriften sind. Wo dieses letztere zweifelhaft wird, da wird es zugleich ungewiß, und bedarf weiterer Nachforschung, ob die Vorschrift in der That aus der lauteren moralischen Natur des Menschen hervorgegangen, d. h., ob sie wirkliche Gewissenspflicht sey. Denn nur dann kann ein äußeres Gebot unbedingte practische Gültigkeit haben, wenn es sich zugleich als Gewissenspflicht kund thut; nie aber kann ein äußeres Gebot dadurch, daß es von ir-

gend einer äußeren Macht oder Autorität allein unterstützt wird, sich in eine Gewissenspflicht umgestalten.

In dem vorliegenden Falle nun hatte das Gebot an sich selbst zwar keine Beziehung auf Sittlichkeit, wohl aber konnte der Mensch sich zum Danke gegen Gott, den Geber alles dessen, was er hatte, und in Folge dieses unbedingten Dankes auch zu unbedingtem Vertrauen und Gehorsam, verpflichtet fühlen. Eine solche pflichtmäßige Gesinnung würde auch den natürlich entstandenen Zweifel (vergl. 1. Mos. 3, 1. 4.) in seinen Schranken gehalten haben. Die erste Sünde bestand demnach darin, daß das Gefühl der Pflicht nicht siegte über den Reiz des denkenden, vielleicht aber doch trüglichen Verstandes. Es war wirkliche Sünde, und es haftete wirkliche Schuld an ihr; in welchem Grade, wird erst weiter unten sich zeigen lassen.

In Folge der ersten Verschuldung ging das Paradies den Menschen verloren. Wir wollen jetzt nicht an den kleineren Zügen der biblischen Erzählung Anstoß nehmen, in welcher nur von dem äußeren Paradiese die Rede ist, sogar von Seiten Gottes (3, 22—24.) die Sorge geäußert wird, daß durch den Genuß vom Baume des Lebens, die über den Menschen verhängte Strafe vereitelt werden möchte; auch nicht an dieser Strafe selbst, sofern sie die Arbeiten und Mühen des Lebens nur als Folgen der Sünde, und nicht als nothwendige Erziehungsmittel für den Menschen darstellt, eben so wie den leiblichen Tod nicht als ursprüngliche Naturnothwendigkeit für jedes Leben auf der Erde. Wir wollen nur fragen, welchen Einfluß das Schicksal der ersten Menschen bis zu ihrer Vertreibung aus dem Paradiese, und ihr früherer vertrauter Umgang mit Gott auf ihre nachmalige sittliche Haltung, so wie auf ihre Verehrung jenes ihnen

befreundeten höheren Wesens, nach dem Berichte der biblischen Urkunde gehabt habe.

Es wäre wohl zu erwarten, daß dieser Einfluß sich merklicher gezeigt hätte, als uns berichtet wird. Die ersten Menschen waren ihren Weg nicht allein gegangen, sondern Gott hatte sie auf demselben in einer ihnen vernehmlichen Weise geführt. Durch Ihn selbst belehrt, hatten sie Ihn und die Natur kennen gelernt, und wußten oder fühlten es deutlich, daß sie alles, was sie besaßen und wofür sie ihr Leben verwenden konnten, nur Seiner Güte und Liebe zu verdanken hatten. Sie sollten nun die erste Probe von der Aechtheit dieser ihnen so nahe gelegten Gesinnung bestehen. Die Probe wäre sehr leicht gewesen, wenn sie den verbotenen Baum nur äußerlich an irgend einem sichtbaren Merkmale kennen gelernt hätten. Sie wurde aber schwerer dadurch, daß ihnen der Baum von Gott selbst zugleich als derjenige bezeichnet wurde, dessen Frucht ihnen ein neues Gebiet der Erkenntniß und zwar der höchsten, der in nächster Beziehung auf Gott selbst stehenden, mithin der wünschenswürdigsten Erkenntniß eröffnen würde. Dieser Umstand entschuldiget ihren Ungehorsam, wenn gleich ihre That durch ihn nicht völlig gerechtfertiget wird. Denke man sich indessen jene erste Verschuldung um einige Grade mehr oder weniger sträflich, so beruhte sie doch nur in einer vorübergehenden That; die Gesinnung, aus welcher sie hervorging, war eine leicht und plötzlich erregte, keine tief eingewurzelte. Weit vielfacher und tiefer eingesenkt in das Gemüth waren jene durch den ersten Umgang mit Gott erregten religiösen Gefühle, und man kann es sich kaum anders denken, als daß die ersten Menschen, auch ohne die sofort an ihnen vollzogene Strafe, haben umkehren müssen von dem ein=

mal betretenen verderblichen Wege. Freilich konnten sie nicht ganz auf denselben Punkt wieder gelangen, auf welchem sie Anfangs gestanden hatten. Sie waren jetzt zu einer Erkenntniß des Guten und Bösen gekommen, wenn schon nicht unmittelbar durch den Genuß der Frucht, doch durch dessen Folgen. Vorher hatten sie nur in negativer Unschuld und in kindlich schöner Hingebung an ihren Schöpfer und Lehrer dahin leben können; jetzt waren sie auf der Leiter geistiger Entwickelung eine Stufe höher gestiegen, denn das Gute, welches sie fortan zu thun vermochten, wurde nun zu einem Positiven, zu einer Ueberwindung des Bösen, zu einer wissenschaftlichen Befolgung des göttlichen Willens, gegenüber dem Eigenwillen und Dünkel. Ungeachtet dieser wesentlich veränderten Stellung des Menschen gegen Gott mußten jedoch die Erinnerungen aus dem Paradiese eine Kraft behalten, welche durch die Geschäfte und Sorgen des nachherigen Lebens nicht ganz gehemmt werden konnte, ja, welche bei wiederkehrenden Verirrungen und bei der immer regen Sehnsucht nach dem verlorenen Gute ihrer ersten Lage zu neuer Stärke erwachen mußte. Schon unmittelbar nach dem Sündenfalle that sich in den ersten Menschen das sittlich zarte Gefühl der Schaam hervor, (1. Mos. 3, 7 ff.) welches sie zwar mit innerer Unwahrhaftigkeit als den Grund angaben, weshalb sie sich vor Gott hatten verbergen wollen, welches aber doch beweiset, daß neben der Verirrung ihres Geistes auch richtige, edle und rein sittliche Gefühle ihren Platz behaupteten.

Aus dem späteren Leben des ersten Paares enthält die mosaische Urkunde keinen weiteren Bericht. Beide Stammeltern haben gewiß noch lange gelebt, und die Mutter wie der Vater haben unstreitig auf ihre Nachkommen die Kunde von ihren Lebenserfahrungen fortge-

pflanzt und sie ihren Söhnen und Töchtern an das Herz gelegt. Welche Früchte trug nun ihre Lehre und ihr Exempel in der nächsten Generation?

Wir lesen von Kain und Abel, den ersten Söhnen Adams (1 Mos. 4, 1 ff.). Beide hatten schon bestimmte Berufsarten ergriffen; Kain war ein Landbauer, Abel ein Hirt. Es verdient bemerkt zu werden, daß zwar die Beschäftigungen des Ackermannes wegen der mit ihnen besonders in jener ältesten Zeit verbundenen Beschwerden dem Leben eine härtere Form und Haltung geben mußten, als die stilleren und müheloseren Geschäfte des Hirten, daß aber doch Abel, wie man aus dessen nachherigem Opfer sieht, es nicht blos mit Bewachung seiner Heerde zu thun hatte, etwa um deren Milch zu genießen, oder um von den Fellen der gefallenen Thiere Stoffe zur Bekleidung zu gewinnen, sondern daß für ihn auch schon das absichtliche Tödten lebender Thiere, um sich von deren Fleische zu nähren, zur Sitte geworden war. Unter den Gegenständen, welche Gott dem Menschen im Paradiese (1. Mos. 1, 29. 30.) zu ihrer Nahrung angewiesen hatte, wird das Fleisch der Thiere nicht genannt. Es dürfte schwer seyn, sich den ersten Entschluß eines Menschen, ein friedliches Thier willkührlich zu tödten, in der sanfteren Seele eines bloßen Hirten zu denken. Es liegt darin immer eine Nachahmung der fleischfressenden Thiere, welche ursprünglich eine Gefühllosigkeit gegen den Schmerz des Getödteten und einen Mangel an Theilnahme an den harmlosen Freuden seines Daseyns voraussetzt. Wie sehr es nun auch Gottes Wille seyn mag, daß der Mensch auch Fleischspeisen zu sich nehme, so können wir doch denjenigen, der zuerst diesem Willen gemäß handelte, den feiner und zarter gestimmten Seelen nicht beizählen.

Dessen ungeachtet war Abel Gott angenehmer als Kain.

Sie brachten beide ihre Opfer dar, ein jeder von den Erzeugnissen seines Berufs. Warum konnte Gott das Opfer Abels, welcher ein geschlachtetes Thier auf den Altar legte, gnädig ansehen und Kains Opfer nicht, welches doch nur aus Früchten des Feldes bestand? Der Grund lag nicht in dem, was beide äußerlich thaten, sondern in der Gesinnung, welche, äußerlich noch unerkennbar, das Gemüth des Einen und des Andern beherrschte. Dieß geht deutlich aus den Worten hervor, welche Gott zu Kain spricht (4, 6. 7.), als dieser seinen Mißmuth über das Mißlingen seines Opfers durch affectvolle Miene und Bewegung zu erkennen giebt. „Wenn du fromm bist, so bist du angenehm; bist du aber nicht fromm, so ruhet die Sünde vor der Thür. Aber laß du ihr nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie.“

Unverkennbar enthalten diese Worte zugleich auch eine Warnung an Kain, daß er sich hüte vor der in ihm liegenden Geneigtheit zu allerlei Affecten, weil diese, unbewacht und ungezügelt, ihn leicht zu den gröbsten Unthaten verleiten könnten. „Du bist nicht fromm,“ du bist geneigt zum Neide gegen deinen Bruder um des Vorzugs willen, welchen ich seinem Opfer gegeben habe, zum Jähzorne bei irgend einer erfahrenen Beleidigung oder Kränkung. „Darum ruht in dir die Sünde vor der Thür;“ sie kann hervorbrechen, dir selbst unerwartet und von dir jetzt nicht gewollt, auf die greuelvollste Weise. „Laß sie nicht zu solcher Gewalt über dich kommen, sondern herrsche über sie;“ rufe die besseren Gedanken und Gefühle, rufe die Erinnerung an Pflicht und Recht in dir hervor, merke auf die Stimme deines

Gewissens, und herrsche mit diesen Waffen durch Vernunft über die sinnlichen Triebe! — Kain folgte der Warnung nicht; er war mit seinem Bruder auf dem Felde; irgend ein entstandener Zwist mochte die nähere Veranlassung geben; Neid, Haß, Jähzorn entbrannten in Kain, „er erhub sich wider seinen Bruder, und schlug ihn todt.“

Hier haben wir das zweite Beispiel einer Sünde unter den ersten Menschen. Unbedenklich mögen wir den zweiten Fall für schwerer halten, als den ersten; doch kömmt es in beiden nicht auf die That an, sondern auf die Gesinnung, welche die That erzeugte. Aber befremden darf es immer, daß schon in den ersten Söhnen der ersten Menschen, und noch während der früheren Lebensperiode ihrer Eltern, die anfängliche Nähe Gottes und Seine unmittelbare Leitung nicht wirksamere Spuren zurückgelassen, und das Gemüth des ersten Bruderpaares, welchem Gott doch auch noch nahe blieb, nicht lebendiger ergriffen hatte. Ihr Gottesdienst war ein Opferdienst; ihre Vorstellungen von Gott konnten nur beschränkt seyn, und ungleich jenen, welche Gott selbst in die Seelen der Bewohner des Paradieses gepflanzt hatte. Kain zwar bereut bald seine That (1. Mos. 4, 13 f.), nachdem die Hitze der Leidenschaft durch den tödlichen Streich, welchen sein Arm geführt, sich abgekühlt hatte; aber seine Reue ist nur wilde Angst, nur Furcht vor ähnlichem großen Uebel, welches ihm selbst drohen möchte; es ist nicht eine Reue des Herzens und möchte nicht einmal jenem Gefühle der Schaam gleichzustellen seyn, welche seine Eltern empfunden hatten, unmittelbar nach dem Genusse der verbotenen Frucht, und ehe noch Gottes Unwille über ihre That ihnen verkündiget wurde. Und in dieser Richtung von dem Höheren zu dem Nie-

deren abwärts, scheinen die nächsten Geschlechter fortgegangen zu seyn. Erst zur Zeit des Enos, welcher der Sohn des später geborenen Seth war (vergl. Cap. 5, 3 ff.) (4, 25. 26.) „fing man an zu predigen von des Herrn Namen.“ Mußte dieß nicht schon früher geschehen seyn? — Aber auch diese Predigt hat wenig auf das Ganze gewirkt, dessen Größe doch damals so bedeutend nicht war. Zwar machte Henoch, nach 1. Mos. 5, 21 — 24, eine so seltene Ausnahme von dem Thun und Treiben seiner Zeitgenossen, daß Gott ihn nach einem langen und frommen Leben auf ungewöhnliche und nicht näher bekannte Weise der Verbindung mit dem seiner unwürdigen Geschlechte entzog. Aber von Anderen ist ähnliches nicht zu lesen. Und nachdem im 6. Capitel des genannten Buches der sittliche Verfall der Menschen in starken Zügen gezeichnet worden ist, so lesen wir eben daselbst (Vers 5 — 7.), wie es Gott reuete, was er bisher fruchtlos für die Menschen gethan hatte, und wie er beschloß, sie alle bis auf die Wenigen, welche noch Gnade vor ihm fanden, durch eine Sündfluth von der Erde zu vertilgen.

Alles dieses, was die älteste Urkunde uns berichtet, zusammengenommen, drängt sich wohl von Neuem die schon aufgeworfene Frage auf, ob es denkbar sey, daß eine unmittelbar persönliche Wirksamkeit Gottes unter den ersten Menschen, so wie sie nach dem Wortsinne der angezogenen Schriftsteller angenommen werden müßte, so erfolglos habe bleiben können, daß der Schöpfer zuletzt sein eigenes Werk wieder vernichten, und aus einem neu befruchteten Boden ein neues Geschlecht in der Erwartung besseren Gedeihens hervorrufen mußte. So viel wenigstens liegt klar am Tage, daß bis zur Sündfluth die Erziehung des Menschengeschlechts keine größeren Fortschritte

gemacht hat, als sie eben auch gemacht haben würde, wenn der Herr Himmels und der Erden sich bei ihr nur derjenigen Mittel bedient hätte, welche von Ihm selbst in den menschlichen Geist zu dessen Ausbildung ursprünglich gelegt worden waren. Legt diese Betrachtung nicht demjenigen, welcher bisher in den Erzählungen von der ältesten Weltgeschichtliche Wahrheit zu finden gemeint hat, den Zweifel nahe, ob er auch richtig geurtheilt habe? ob das, was er bisher auf übernatürliche Weise von Gott gethan glaubte, auch Gottes würdig, und wenn nicht, ob es in dem höchsten Gedanken Gottes möglich sey? ob er also nicht, wenigstens hier, seinen Begriff von göttlicher Offenbarung zu erweitern, und für jene Erzählungen ein anderes Erklärungsprincip zu suchen Ursache habe?

Man entgegnet hierauf, die Sünde des Menschen sey der Grund von der langen Unwirksamkeit des göttlichen Geistes und Willens; die Sünde aber habe Gott nicht gewollt; sie sey ein Widerstreben, ein Auflehnen des Menschen gegen Gott. Vergebens wird erwiedert, daß allerdings die Sünde der einzige Grund des sicheren Verderbens sey, und daß alle Menschen von Adam bis auf diesen Tag mit Sünde behaftet seyen; nur über den Ursprung und mithin über die wahre Natur der Sünde müsse man sich besser verständigen, um auf diesem Gebiete nicht weithin irre zu gehn, vielleicht mit dem besten Willen. Diese Rede fruchtet noch nicht. Mit der Thatsache der Sünde und Sündhaftigkeit stehen biblisch christliche Lehren in so enger Verbindung, daß, wenn diese Lehren ihrem Wortsinne nach eben so als ewig gültige Wahrheiten gefaßt werden müßten, wie die im Vorstehenden erörterten Erzählungen von Vielen als geschichtliche Wahrheit gefaßt worden sind, es kaum zu vermeiden wäre, die Lehre von der Sünde auf eine

Weise darzustellen, welche der Selbstbeobachtung der menschlichen Natur und dem redlichsten Zeugnisse des eigenen Bewußtseyns völlig widersprechen würde. Auf diesem Punkte stehen demnach Supranaturalismus und Rationalismus noch einander schroff gegenüber, und wir müssen der gegenseitigen Verständigung, wenn sie nicht vor der Zeit für unmöglich erklärt werden soll, auch von dieser Seite noch vorzuarbeiten suchen.

III.

Die Sünde als Hemmniß der Offenbarung.

Die Sünde also ist eine Thatsache; zunächst eine innere, für das Bewußtseyn des redlichen Forschers, dann auch eine äußere, sofern die sündliche Gesinnung oder Absicht in sinnlichen Handlungen unzweideutig hervortritt. Sünde für den einzelnen Menschen ist jedes Unrechte, von welchem er wußte oder wissen konnte, daß es der Stimme seines Gewissens und dem Gebote der Pflicht zuwider war, oder, sofern er bereits Gott als den moralischen Gesetzgeber erkannt hatte, jedes Unrechte, wovon er wußte oder wissen konnte, daß es dem Willen Gottes an ihn widerstreite. Jede wirklich begangene Sünde ist dem Menschen zuzurechnen, er ladet durch sie eine Schuld auf sich.

Das Maaß dieser Schuld kann der Mensch selten bestimmen, weil er den ersten Ursprung sündlicher Gedanken und Neigungen in seinem Gemüthe in den wenigsten Fällen zu ergründen vermag. Aber wenn er auch das Endurtheil hierüber Gott allein anheimstellt, so

befreiet ihn dieß doch nicht von jenem Schuldbewußtseyn überhaupt. Vor Gott hat jeder Mensch sich als Sünder zu erkennen, gleichwie vor seinem eigenen Gewissen. Doch folgt hieraus noch keineswegs, daß er sich, wegen der in ihm wohnenden und ihm anhangenden Sündhaftigkeit als unbedingt verwerflich vor Gott nach seinem ganzen Wesen, oder als jedes Antheils an dem, was recht und gut und deßhalb Gott wohlgefällig ist, ermangelnd oder verlustig zu denken habe.

Denn in dem Menschen regen sich auch sittlich gute, Gott wohlgefällige Gedanken und Gesinnungen, und werden hier mehr dort weniger zur That. Dem Menschen ist das Vermögen verliehen, diese Neigungen herrschend zu machen über die ihnen entgegengesetzten; er ist moralisch frei. Auch bezeuget dieselbe redliche Selbsterforschung, vermittelst welcher der Mensch sich als Sünder erkennet, daß er zu Zeiten auch Gutes gewollt und gethan habe, und es würde ein Vergehen gegen die menschliche Natur seyn, wenn man das Bewußtseyn des in dem Menschen zur Wirklichkeit kommenden Guten geflissentlich zurückdrängen oder wegen irgend einer vorgefaßten Lehrmeinung ohne Weiteres für Selbsttäuschung erklären wollte. Macht aber ein Mensch die Erfahrung in sich, daß auch Gutes neben dem Bösen in ihm zu finden sey, so erkennt er hierin etwas, welches dem Willen Gottes gemäß ist und ihm das Wohlgefallen Gottes verheißet. Daß die Summe oder das Gewicht dieses Guten vielleicht gering, und Summe und Gewicht des Entgegengesetzten vielleicht größer in ihm ist, macht hier keinen Unterschied; nur das Maaß seiner Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit bestimmt sich hiernach. Das Endresultat ist nur dieses, daß der sich selbst erforschende Mensch sich nicht rein vor Gott und seinem Gewissen findet, daß er

nicht ganz ist, wie er seyn soll; daß er sein ganzes Leben hindurch nicht wird, was er werden und geworden seyn könnte, und daß er mithin, seiner wirklichen Beschaffenheit nach, mit der von Gott ihm gesetzten Aufgabe noch am Ende seines irdischen Daseyns in Mißverhältniß stehet.

Dieses Bekenntniß des sich selbst prüfenden Gewissens stimmt mit allem, was die Beobachtung außerdem von der menschlichen Natur lehrt, vollkommen überein. Das Leben des Geistes erwächst auf dem Boden der Sinnlichkeit, und nur nach und nach, oft erst spät erwacht in ihm der Geist, welcher seine Heimath in einer höheren Ordnung der Dinge findet und ihn auffordert, der Eitelkeit und Selbstsucht zu gebieten. Da der Mensch diese zweifache Ordnung in seiner Natur, dieses, wie der Apostel Paulus es nennet, zweifache Gesetz in dem Gemüthe und in den Gliedern, mit der unabweislichen Nothwendigkeit innerer Erfahrung anerkennt, so setzt er ein Gleiches in allen denen, welche einerlei Gestalt mit ihm tragen, voraus, und Erfahrung und Geschichte bestätigen diese Voraussetzung. Es ist daher eine durch die Selbstbeobachtung gerechtfertigte Behauptung, daß alle Menschen sündigen, daß Keiner das Mißverhältniß seines Seyns zu seinem Sollen und Können ganz von sich entfernen kann, und daß mithin ein Jeder sich täuschen wird, wenn er am Ziele seines Lebens die Meinung hegte, Alles gethan zu haben, und Alles geworden zu seyn, was er unter den Verhältnissen, in welche Gott ihn gesetzt, habe thun und werden sollen und können. — Wir haben uns bis jetzt des Ausdrucks „Kein Mensch könne, mit Hinsicht auf das Ganze seines Erdenlebens, der Wahrheit gemäß, sich als gerechtfertiget vor Gott denken," geflissentlich nicht bedient, weil es zwei

sehr verschiedene Fragen und Begriffe sind: a) ob ein Mensch jemals befugt sey, das von ihm wirklich Geleistete als völlig übereinstimmend mit dem, was er zu leisten hatte, zu denken, mithin in völliger Selbstzufriedenheit von dem gegenwärtigen Schauplatze seines Wirkens zu scheiden, und b) ob jenes Mißverhältniß des wirklichen Lebens zu der Aufgabe desselben, auch sofern das Mißverhältniß moralische Schuld in sich schließt, dem Schöpfungs- und Erziehungs-Gedanken Gottes in jeder Hinsicht entgegen sey, und folglich nicht durch blos fortgesetzte göttliche Erziehung in Zeit und Ewigkeit, sondern auf eine besondere Weise und durch eine besondere Veranstaltung müsse in Einklang mit dem göttlichen Willen gebracht werden. Wir werden diesem Gegenstande der Betrachtung sogleich näher treten.

Das im Vorstehenden abgelegte Bekenntniß der Sünde und Sündhaftigkeit genügt dem Supranaturalismus noch nicht. Der Rationalismus erkennt zwar jede erste Sünde eines Menschen als dessen freie That und der Zurechnung fähig; denn indem der Mensch wußte oder wissen konnte, was das sittlich Rechte sey, so war auch das Vermögen in ihm lebendig geworden, durch dieses gewisse Wissen über die entgegenstehende Neigung zu siegen. Aber nicht das erste Unrechte, welches ein Kind verübt, oder zu welchem der Stammvater unseres Geschlechtes zuerst verleitet wurde, kann ihm von uns als verschuldet oder als Sünde zugerechnet werden. Die Entwickelung des menschlichen Geistes fängt in jedem Individuum damit an, daß das Thierische in ihm, d. h. seine Sinnlichkeit, sich geltend macht, und für sich fordert und nimmt, was sie bedarf und was ihr genehm ist. Hierin liegt noch nichts Sündliches, die Sinnlichkeit ist nicht an sich selbst etwas Unrechtes; aber eben

so wenig ist auch schon Vernunft oder sittliche Güte in dem erst halb erwachten Kinde oder Menschen; die Sinnlichkeit hat nicht einen Anspruch im Leben, welchen sie geltend machen dürfte gegenüber dem höheren Rechte der ebenfalls in demselben Leben hervortretenden Kraft der Vernunft. Und eben zur Erweckung dieser Kraft dient die Sinnlichkeit, sobald sie eine Richtung gewinnt, an welcher etwas Unrechtes gefühlt oder bemerkt wird. Wir haben ein Beispiel hiervon vor uns gehabt, bei der Betrachtung des frühesten gemeinschaftlichen Lebens des ersten Menschenpaares, (S. oben Seite 36.). Die ersten Mißtöne, welche unwillkührlich in jenes Leben eindrangen, mußten Gedanken oder Gefühle erwecken, welche dergleichen Verstimmungen künftig zu vermeiden antrieben. Solche Gedanken waren, noch nicht selbst sittlich, aber sie führten der Sittlichkeit näher. Aehnliches sehen wir in unsern Kindern geschehen, wenn diesen noch in frühester Jugend die für sie unrechten Bewegungen und Begierden gewehrt, oder wenn ihnen ein paar Jahre später die aufkeimenden, gleich natürlichen Unarten untersagt werden. In allen Fällen dieser Art ist das erste Unrecht im menschlichen Leben noch nicht ein verschuldetes, noch nicht Sünde; es ist nur eine sinnliche That, welche in einem menschlichen Daseyn nicht berechtigt bleiben kann, weil der Mensch mehr werden wird, als er in den frühesten Lebensjahren bereits seyn konnte. Es wird aber zur Sünde, sobald das Gefühl in der Seele Platz gewinnt, daß das geschehene Unrechte forthin zu vermeiden sey. Wann dieses Gefühl in jedem Einzelnen und mit welcher Stärke es eintrete, ist Gott allein bekannt; aber von diesem Momente an ist die Sünde in dem Geiste geboren, und sie haftet an ihm, so lange der Gegensatz währet zwischen sinnlicher und sittlicher Na-

tur. Sie haftet an ihm, ohne ihn nothwendig zu beherrschen.

Die Gründe, welche den Gegner dieser Ansicht abhalten, ihr beizupflichten, beruhen auf Begriffen, theils von der menschlichen Freiheit, theils von dem Wesen Gottes; beide stehen in Zusammenhang und Wechselwirkung mit der angenommenen Erklärung der hier einschlagenden Bibelstellen und mit den aus solcher Erklärung hergeleiteten Lehrsätzen. Der Rationalismus erkennt in der Erscheinung der Sünde im Menschen eine Naturnothwendigkeit, indem er behauptet, daß das Gute im Menschen nur auf dem Boden der Sinnlichkeit, auf welchem wir stehen, und nur durch den Gegensatz mit den natürlichen Früchten dieses Bodens zu Tage kommen und zu allmählicher Reife gelangen könne. In dieser Naturnothwendigkeit erblickt der Gegner etwas, was der Freiheit des Willens widerspreche und sie aufhebe. Allerdings, wenn die Freiheit des Willens in nichts anderem bestände, als in einem Vermögen der Wahl zwischen zwei erkannten Gegenständen oder Richtungen und möglichen Zwecken, so würde die Freiheit solcher Wahl zwischen dem Guten und Bösen nur scheinbar seyn. Denn in dem Naturzusammenhange unserer Gedanken, Gefühle und Handlungen ist immer ein, uns oft unbemerkbar bleibender, Grund vorhanden, welcher unsere Wahl bestimmt, mithin uns hindert, sie auf einen andern Gegenstand fallen zu lassen, oder eine andere Richtung zu nehmen. Und so behaupten wir denn auch, daß in dem sinnlich erwachenden Menschen, er werde als Säugling oder als der Erste seines Geschlechtes gedacht, so lange er instinctartig durch sinnliche Reize zu sinnlichen Trieben erweckt werde, von einer solchen Freiheit, wie sie als bloßes Vermögen der Wahl gedacht

wird, nicht die Rede seyn kann. Denn zwischen zwei möglichen Handlungen, zu welchen blos sinnliche Reize gegeben sind, findet zwar Wahl statt, aber keine freie Wahl. Der Grund, welcher zu der einen oder der andern Handlung bestimmt, ist immer, dem Kausalzusammenhange unseres Naturlebens zufolge, ein psychologisch nöthigender Grund, wenn gleich uns oft unbemerkt. Die wahre Freiheit des Geistes aber ist in jener ersten Periode des noch blos sinnlichen Lebens noch nicht erwacht oder wirksam. Tritt sie späterhin als erwachte Vernunft in die Wirklichkeit ein, so wird zwar die Handlung, durch welche wir entweder über die sinnliche Begierde herrschen, oder uns gegen besseres Wissen und Können von derselben beherrschen lassen, eine freie seyn; auch wird dabei eine Wahl statt finden, aber die Freiheit liegt dann nicht darin, daß wir blos wählen, sondern darin, daß die Bestimmung zur Handlung im Bewußtseyn eines Gesetzes und im Besitze einer Kraft erfolgt, wodurch wir aufhören, dem Kausalzusammenhange der Natur so wie vorher unterworfen zu seyn, d. h. wodurch wir frei sind.

Wollte unser Gegner, dieser Erläuterung ungeachtet, die Freiheit dennoch vom ersten Beginne des bewußten Lebens an, in ein bloßes Wahlvermögen setzen, so müßte er, um dabei nicht den Begriff der Zurechnungsfähigkeit zu gefährden, in dem Menschen einen ursprünglichen Grund für das Böse sowohl als für das Gute voraussetzen. So ist man dahin gekommen, ein böses Princip neben dem guten in dem Menschen anzunehmen, und, weil man das Erstere als ein Werk Gottes zu denken sich billig scheute, das Daseyn desselben aus der Einwirkung eines fremden, selbst bösen, Wesens auf den Menschen zu erklären. Wie in solcher

Weise die biblische Erzählung vom ersten Sündenfalle gedeutet worden, ist bekannt, ja man ist neuerdings noch weiter gegangen, und hat zu Gunsten jener Voraussetzung angenommen, daß der erste Mensch schon vor seinem irdischen Daseyn von einem bösen Principe ergriffen worden sey, oder sich demselben, allerdings unbegreiflicher Weise, hingegeben habe. Ein Hauptgrund des Irrthums bei diesen Ansichten und Hypothesen liegt darin, daß unser Gegner mit den Begriffen von Natur und Naturnothwendigkeit nicht vertraut genug ist.

Niemand kann leugnen, daß der menschliche Geist nicht mit einem Schlage fertig und mit der Fähigkeit zum Gebrauche aller seiner Kräfte ausgerüstet, sein Leben auf der Erde beginne.

Bevor der Zeitpunkt des vernünftigen Bewußtseyns m Leben eintritt, ist die Befriedigung der Sinnlichkeit nicht Sünde, sie ist noch in ihrem thierischen Rechte; sie kann zur Unart werden, und dann wehret man ihr; aber Eltern und Erzieher nennen sie Unart, blos weil sie wissen, daß dieselbe dem von dem Kinde noch nicht erkannten höheren Gesetze des vernünftigen Geistes zuwider ist und folglich die thierische Berechtigung derselben einem höheren sittlichen Rechte des Geistes wird weichen müssen; dann fängt es an möglich zu werden, daß der Mensch Unrecht thue, indem er seiner Sinnlichkeit folget, er wird zurechnungsfähig. Durch die Befolgung des Gesetzes seiner Vernunft gelangt er zu dem Zustande der F r e i h e i t d e r K i n d e r G o t t e s, wie der Christ sie bezeichnet, der Mensch hat sein ganzes Leben hindurch daran zu arbeiten, daß er sich in dieser Freiheit behaupte und befestige. Ueberall aber bleibt die Sinnlichkeit mit ihren Reizen und Lockungen der n o t h w e n d i g e D u r c h g a n g s p u n k t für den auf der Erde Ge-

borenen zur Erziehung für die Ewigkeit und den Himmel.

Aber erblickt sich unser Gegner noch vor jener Schwierigkeit, welche bereits oben genannt worden ist, dieser nämlich, daß nach unserer Ansicht Gott auch das Böse gewollt haben müsse, welches doch Seiner Heiligkeit und Liebe widerspreche. Um dem Gegner fühlbar zu machen, wie unerheblich und nichtig die von ihm erblickte Schwierigkeit sey, müssen wir ihn bitten, mit sich noch einmal zu Rathe zu gehen über den Begriff, welchen er sich von Gott selbst macht, als dem Schöpfer und Regierer der Erde und des Menschengeschlechtes auf der Erde. Wir Alle wissen und glauben, daß die höchste Absicht des Schöpfers aller Dinge das Daseyn und die Fortbildung endlicher Geister ist, welche Ihn, den Schöpfer, erkennen und lieben, Ihm nachstreben und Ihn durch zwar endliche, aber unendlich sich steigernde, Darstellung Seines Ebenbildes verherrlichen sollen. Bedenke nun, Freund, der du mit mir hierin übereinstimmst, Gott hat nicht blos Engel erschaffen, um diese Seine Absicht zu erreichen, nicht blos selige Geister, welche unverrückt und unverwandten Blickes um Seinen Thron stehen und Seine Befehle ausrichten. Es mögen zwar Einige auch unter diesen gefallen seyn, zum Entsetzen für die anderen, ich will ja diese Möglichkeit keinesweges bestreiten. Aber eben so fest bin ich auch überzeugt, daß die Uebrigen, welche nicht fielen, vor einer solchen Frevelthat ewig zurückschaudern. Denken wir uns nun den Wohnort solcher höheren Geister, vielleicht selbst verschieden dem Range nach unter einander, in irgend einem oder in ungezählt vielen der höheren Lichträume in der unendlichen Gotteswelt; dort mag eine Heimath für sie seyn; auf der Erde möchten

sie nicht Wohnung machen. Und nun eben die Erde ist es, welche wir bewohnen; die Erde, dieser dunkle Körper zweiten Ranges, und leicht wohl noch tiefer stehend in der Reihenordnung der Schöpfung im Raume. Bedenke was dieser Planet ist, seiner physikalischen Beschaffenheit nach; was er gewesen ist, ehe lebendige Wesen auf ihm Wohnung und Unterhalt finden konnten! Nach langen Zeiträumen hat die dünne Rinde dieser von bewußtlosen und aller Selbstheit entbehrenden Kräften und Stoffen durcharbeiteten Kugel sich soweit veredelt, daß Bäume und Früchte aller Art auf ihr sprießen, und daß, wie oft dieselben auch von der rohen Naturkraft überwältigt und vernichtet werden, doch noch genug übrig bleibt, um die Geschlechter der Lebendigen, welche unter ihnen wandeln und ruhen, zu erhalten und deren Fortdauer zu sichern. Auch der Mensch gehört zu diesen Geschlechtern. Aber du kennst den Unterschied zwischen Menschen und Thieren, und fühlst dich nicht versucht, den Menschen blos als aus einem höheren Thiergeschlechte emporgewachsen zu denken. Der lebendige Odem, welchen Gott dem zuerst gebildeten menschlichen Geschöpfe einhauchte, war mehr als Thierseele; auch dieses Gebilde sollte ein Ebenbild Gottes werden. Ueberlege, wie viel geschehen mußte, damit dieses Ebenbild an ihm nur einigermaßen erkennbar werden möchte! Durchmiß in Gedanken den langen Weg, welcher zurückgelegt werden mußte, um den ersten Geist in leiblicher Hülle durch Sprache zum Denken, durch Denken zur Erkenntniß der Dinge und zu deren verständigem Gebrauche, durch alle diese Vorübungen aber zur Anbetung seines Urhebers und zur Erkenntniß dessen zu führen, was der Wille seines Schöpfers sey. Scheint dir der Weg zu lang, als daß Gott den Menschen ihn

habe gehen lassen können? Warum zu lang? Die ersten Menschen, wenn sie ihn gingen, blieben darum noch nicht ohne Religion. Ihr langes Leben, das um sie her heranwachsende Kindergeschlecht, dessen Vorsteher und Lehrer sie wurden, die Ruhe ihrer späteren Tage, welche ihnen die Dienstleistung ihrer Kinder und Enkel gewährte, alles dieß lenkte ihre Betrachtung auf den Hergang ihres eignen Lebens hin, und durch diese Erinnerungen sowohl als durch die Anschauungen der Natur neben und über ihnen mußten sie zu der Ahnung einer höheren, überall verborgenen und überall offenbaren Kraft gelangen, welcher sie sich verbunden fühlten, und ohne welche sie weder daseyn noch dauern konnten. Mag es seyn, daß die ersten Vorstellungen von jener höheren Kraft noch sehr unvollkommen waren: warum hätte Gott es verschmähen sollen, Sich auch aus dem Munde jener Kinder am Geiste ein Lob zu bereiten? Mag es auch seyn, daß Gott sie bei den ersten Schritten auf jenem Wege wunderbarlich unterstützte, übereilen konnte Er sie nicht. Ich würde es mit Seiner Allmacht und Weisheit unvereinbar finden, wenn Er ihnen dasjenige, z. B. Sprache und Vernunft, auf übernatürlichem Wege hätte mittheilen oder einpflanzen wollen, was sie oder ihre Nachkommen späterhin, zu völligem Selbstbewußtseyn erwacht, als ursprünglich ihrem Wesen eingeboren erkennen sollten und wirklich erkannt haben. Und zuletzt — wir lesen es in der biblischen Erzählung selbst — trug ja doch die unmittelbare Beihülfe Gottes die Frucht nicht, welche hätte erwartet werden dürfen. Kain und Abel brachten Opfer: sollte der Gottheit immer geopfert werden? und dennoch sah Gott das Opfer Abels gnädig an, weil ein frommes Gemüth die Gabe auf den Altar gelegt hatte; zum Beweise, daß die

Sünde das menschliche Herz dem Guten nicht ganz entfremdet hatte; daher Gott auch das Lallen des Kindes hörte, und dessen noch von Irrthum umnebelten Dienst nicht von sich wieß.

Gewiß, es sind dürftige Begriffe, welche der Mensch sich von Gott und von der Natur bildet, wenn er Beide in irgend einem Falle ganz von einander getrennt denket; so wie es ohne Zweifel irrige Begriffe sind, wenn er Beide in irgend einem Falle in einander aufgehen und völlig Eins werden läßt. Es stimmt gar übel zu der Idee von göttlicher Allgegenwart und Allweisheit, wenn ein Mensch meint, die Schöpfung sey blos der Act einer göttlichen Willkühr, und habe auch unterbleiben können, unbeschadet der göttlichen Vollkommenheit; oder wenn er die Regierung Gottes darein setzet, daß Gott die fertige Welt, gleich einem Uhrwerke, nach gewissen in sie gelegten Gesetzen sich abwickeln lasse, diesem mechanischen Fortgange nur ruhig zuschaue, und höchstens dann eingreife, wenn ein Rad irgendwo stocke oder sich abnutze. Es läßt sich eben so wenig mit der Allweisheit Gottes in Einklang bringen, zu meinen, daß Er für irgend einen Zweck, welchen Er in Seiner Welt habe erreichen wollen, nicht auch die Mittel, durch welche der Zweck erreicht werden konnte, in die Wesen gelegt habe, von welchen Er die allmähliche Erreichung des Zweckes erwartete. Wenden wir dieß an auf das Böse unter den Menschen und auf die Nothwendigkeit, daß es erscheine, um das Gute auf der Erde möglich zu machen. In dieser Beziehung ist allerdings auch das Böse ein Gegenstand des göttlichen Wollens. Hütet euch vor einem falschen Gebrauche des Begriffes der Zulassung! Freilich wohl läßt Gott das Böse zu, gleichwie er alles zuläßt, was in der Natur und was insbesondere von dem Men-

schen geschiehet. Aber in dem Sinne, daß etwas geschehen könne, was Gott nicht auch oder wovon Er nur das Gegentheil wolle, giebt es keine Zulassung. Denn was heißt es doch überhaupt: Gott will? Auch dieß darf nicht als ein einzelner Act in dem göttlichen Geiste, nicht als eine von der Einheit des Ganzen abgesonderte oder losgerissene Bewegung der göttlichen Thatkraft gedacht werden. Gott will, das heißt, es ist von Ewigkeit also bedacht und geordnet in dem lebendigen Gedanken der Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt, daß zu jeder Zeit wirklich werde, was in ihr wirklich werden kann und soll. Sonach darf gesagt werden: Gott will das Böse; er will es als Mittel; denn die Menschen können nur durch langsame Ueberwindung der dem höchsten Zwecke Gottes widerstrebenden Triebe zu ihrem und Gottes Zwecke, d. h. dem Guten, hingeführt werden. Und es darf mit gleicher Wahrheit gesagt werden: Gott will das Böse nicht, denn es war selbst nie Zweck für Ihn, und der Mensch soll nie aufhören, eingedenk dessen zu seyn, was allein Zweck für ihn ist; er soll nie aufhören, sich das unterzuordnen, was nur in Gottes Hand Geltung haben konnte, für den Menschen aber verwerflich wird. Niemand vergesse, daß, wenn der Mensch von Gott redet, er ein Geheimniß ausspricht! Alle Schwierigkeiten, welchen der nach Erkenntniß ringende Geist hierbei begegnet, schaffet er sich selbst, indem er ein Geheimniß entschleiern will. Die wahre Wissenschaft von der Natur wie von Gott hat hier noch heutigen Tages manche schwere Probe zu bestehen, und wir müssen auch in der Religionswissenschaft noch bescheidener werden, ehe wir uns weise zu seyn dünken dürfen. Doch genug hiervon.

Was nun die Sünde im Verhältniß zur göttlichen Offenbarung anlangt, so habe ich sie in der Ueberschrift ein Hemmniß derselben genannt. Sie kann so bezeichnet werden mit Rücksicht sowohl auf Gott selbst, als auch auf den Menschen. Denn wenn wir in Nichtbeachtung der wirklichen Natur der Dinge annehmen dürften, daß der Mensch sich sein ganzes Leben hindurch von der Herrschaft der Sinnlichkeit über die Vernunft hätte fern halten können; so würde die anfängliche Offenbarung Gottes an ihn, sie werde als mittelbar und natürlich, oder als unmittelbar und übernatürlich gedacht, ihren Gang ungehindert haben fortsetzen können; so daß der Mensch von Stufe zu Stufe in stetigem Fortschritte zu dem für ihn höchsten Ziele in der Erkenntniß und Verehrung Gottes gelangt wäre. Die Sündhaftigkeit der Menschen aber, sie werde als Naturnothwendigkeit oder als eine ursprünglich verschuldete gedacht, machte dieß unmöglich. Die erziehende Hand Gottes schlug daher einen andern Weg ein. War die Sünde ursprünglich ein Abfall von Gott, so mußte der Unveränderliche, da der Endzweck seiner Menschenschöpfung nicht aufgegeben werden konnte, eine Veranstaltung treffen, durch welche der sündige Mensch, wenn er sich in sie fügte, aus der Tiefe seines Verderbens wieder emporgehoben, mit neuer Kraft zum Guten ausgerüstet und für das wahre Leben in Gott, für die erste Liebe, wieder gewonnen würde. Diesen Weg hat die göttliche Offenbarung nach dem Zeugnisse der biblischen Geschichte eingeschlagen, und in Jesu Christo vollendet. Eben so verhält es sich, wenn wir von dieser positiven Offenbarung absehen wollen. Der Mensch im Bewußtseyn seiner Schuld vor Gott konnte nicht mit ruhigem Herzen fortschreiten in der Erkenntniß und Verehrung Gottes. Ihn drückte die Sorge,

in welchem Lichte er jetzt in Gottes Augen stehen und welches gerechte Schicksal ihn wegen seiner Vergehungen früher oder später treffen werde. Je nachdem seine religiösen Vorstellungen sinnlicher oder gereinigter, roher oder veredelter waren, so nahm auch jene Sorge bald eine unwürdigere, bald eine würdigere Form an; sie war dort mehr knechtische Furcht vor der Strafe, hier mehr kindliche Schaam und Reue über das begangene Unrecht; in beiden Fällen aber eine lange Zeit hindurch ohne sichere Hoffnung auf gründliche Verbesserung des unseligen Zustandes des Menschen, weil die begangene Sünde immer gedacht und gefühlt wurde als eine Beleidigung der Gottheit selbst.

Die Geschichte aller Religionen giebt Beispiele der verschiedenen Mittel, welche die Menschen theils von der Gottheit gefordert glaubten, damit die bald als zweifelhaft bald als verloren betrachtete göttliche Gnade wieder erlangt werden möchte. Das allgemeinste dieser Mittel ist der Opferdienst gewesen, und die Schrift sagt, daß Gott selbst ihn von den Juden gefordert habe. Aber die wahre Verehrung Gottes will den Opferdienst nicht. Auch er kann nur als ein Hemmniß der Offenbarung durch die Verirrung der Menschen in Irrthum und Unrecht betrachtet werden. Ja er dürfte wohl, wo nicht das letzte, doch eines der größten Hindernisse der Offenbarung zu nennen seyn. Das Hemmniß wird zwar aufhören für die Erkenntniß dessen, was künftig zu thun sey, sobald der Mensch sich über die wahre Anbetung Gottes im Geiste wird haben belehren lassen; ob aber hierdurch auch sein Gewissen völlig befriediget werde, dieß kann zweifelhaft bleiben. Denn nicht nur erscheint das in dem früheren Leben begangene Böse als unvergessen bei dem Allwissenden, sondern der Mensch vermag

auch nie einen ewigen Sieg des Guten über das Böse in sich zu erringen, nie ganz frei zu werden von derjenigen Schwachheit, welche mit Einer ihrer Wurzelfasern immer auch aus der Sündhaftigkeit ihre Nahrung zieht. Er wird zwar nicht opfern, um sich mit Gott zu versöhnen; er ahnet einen besseren Weg. Aber um diesen Weg mit voller Zuversicht zu betreten, hierzu bedarf er noch einer Vollendung seiner Gotteserkenntniß, welche schwer zu erreichen ist. „Nur wer reines Herzens ist, kann Gott schauen.“ Dieß weiß er; aber auf der Erde lebt kein Reiner.

Lasset uns sehen, wie die Offenbarung sich fortgesetzt hat und fortsetzen wird, hier, wo stets zwei Gewalten sich streiten um die Herrschaft im Menschen, und wo der Sieg überall nur schwanket, der wahre Friede aber aus der Ferne nur winket.

IV.

Fortgang der göttlichen Offenbarung.

Durch die ersten Erweckungen des menschlichen Geistes in Hinsicht auf Religion und Religiosität, sie mögen nun als bewirkt auf natürlichem oder auf übernatürlichem Wege gedacht werden, waren die frühesten Geschlechter der Menschen so weit geführt worden, daß sie unter sich Gottesdienste einrichteten, welche hauptsächlich in Opfern und Gebeten bestanden. Der Sinn, mit welchem jene Opfer dargebracht und jene Gebete an den Gegenstand des religiösen Cultus gerichtet wurden, war und blieb lange verschieden nach dem Gemüthszustande derer, welche sich ihrem Gotte zu dienen gedrungen fühlten. In dem Maaße, in welchem die Erkenntniß der Natur sich erwei-

terte, bildeten und vervollkommneten sich auch die Vorstellungen von dem höheren Wesen, welches in der Natur geahnet, und, seiner inneren Größe oder seiner äußeren Uebermacht wegen, der Gegenstand der Verehrung geworden war. Hierbei hatte die verschiedene Lebensweise und Beschäftigung der Menschen den bedeutendsten Einfluß. Ein Volksstamm, welcher im Kampfe mit wilden Thieren oder einem andern ihn beeinträchtigenden Stamme sich herumzutreiben genöthiget war, konnte nicht umhin, seinen Schutz und seine Hülfe bei solchen unsichtbaren Mächten zu suchen, deren Natur und Wirken ihm als verwandt mit den nächsten Zwecken seines eigenen Lebens erschien. Ein Volk, welches sich in vielfachem Verkehre mit seinen Nachbarn durch Gewerbsthätigkeit und Handel, oder auch auf den Wogen des Meeres zu weiterer Benutzung seines Fleißes oder zu weiterer Befriedigung seines Triebes nach Erkenntniß bewegte, bildete sich Gottheiten anderer und eben so verschiedener Art, wie seine eigenen Lebenszwecke verschieden und mannigfach waren. Noch ein anderes Volk endlich, dessen Boden und Umgebung mehr zu den ruhigen Geschäften des Ackerbaues und der Viehzucht, insbesondere der Letzteren eingeladen hatte, verehrte vorzugsweise die in den natürlichen Erzeugnissen der Erde unsichtbar waltenden Kräfte. Und wenn das Hirtenleben reichliche Muße gewährte, bei Tag oder Nacht den sorgenfreien Blick über den gegen Unfall gesicherten Boden zu erheben, so richtete das Auge, einem geheimen innern Zuge folgend, sich gern aufwärts und leitete den zugleich hinaufblickenden Geist zur Anbetung einer Allmacht in und über den wandelnden Gestalten des Himmels hin, einer Allmacht, welche um so erstaunenswürdiger und höher war, je stätiger und geräuschloser sie sich zeigte.

Diese Andeutungen werden genügen, um die hier wesentliche Bemerkung vorzubereiten, daß die frühesten Religionsarten auf der Erde entstehen und bis zu einem gewissen Grade ausgebildet werden konnten, ohne daß das sittliche Element in ihnen merklich hervorgetreten oder gar zu einem bestimmenden Momente für den Glauben an Gott und für die Verehrung Gottes erhoben worden wäre. Hiermit soll keineswegen gesagt werden, daß es in irgend einem Cultus der Vorzeit an sittlichen Grundsätzen, als integrirendem Theile desselben, gänzlich gefehlt hätte. Wie man sich auch die eine oder andere Gottheit denken mochte, ob man sie auf rohere Weise in dem angebeteten Gegenstande selbst, oder bei einer mehr geläuterten Vorstellung nur unter dem Bilde des Objectes auf geistigere Weise verehrte, immer mußte der Gott, welchem man diente, eine Forderung haben an seinen Verehrer, und immer mußte dieser der Forderung zu genügen bemüht seyn, wenn der Gott ihm gnädig, und wenn der Mensch des göttlichen Schutzes, den er suchte, gewiß bleiben sollte. Aber wahre Sittlichkeit findet sich in einer Religion nur da, wo das oberste Gesetz für die Gesinnung und Handlungsweise des Menschen Eines und dasselbe für Alle, und wo von der andern Seite auch der Wille der Gottheit als Einer und derselbe für alle erkannt ist.

Die Aufnahme eines ächten Grundsatzes der Moralität in die Religion beruhet demnach auf einer Innigkeit und Tiefe der Gemüthsanschauung, welche nicht jedem Menschen zu Theil wird, und sie steht mit dem Glauben an Einen wahren Gott, dem Monotheismus, in genauestem Zusammenhange. Denn wenn die Ueberzeugung sich in dem Gemüthe befestiget hat, daß

es nur Ein höchstes Gut für Alle gebe, so kann auch in dem Willen der Gottheit, welcher gedient wird, nur jenes Eine Moment, das sich über Alle erstreckende seyn, und es fällt jeder Grund hinweg, welcher früher dazu verleitet haben mochte, in den Willen, der über die Menschen gebietet, eine reelle Verschiedenheit zu setzen, d. h. an das Daseyn mehrerer Götter zu glauben. Umgekehrt, wenn in einem Menschen die nothwendige Einheit der Welt und ihres Urhebers zum Bewußtseyn gekommen war, so konnte der Wille dieses Einen auch nicht als wesentlich verschieden in Betreff derjenigen Geschöpfe gedacht werden, welche einander selbst wesentlich gleich waren, und für welche demnach das höchste Gut Eins und dasselbe, nämlich ein sittliches, seyn mußte. Vielgötterei ist mit wahrer Sittlichkeit unvereinbar, denn sie hebt die objective Einheit auf, welche der Mensch, der sich des Unveränderlichen und ewig Gültigen in seinem Wesen bewußt worden ist, auch in dem Urheber dieses Wesens vorauszusetzen gedrungen wird. Daher haben auch unter dem der Vielgötterei ergebenen Völkern die wenigen Individuen, welche sich zu einem reineren Bewußtseyn des sittlichen Princips geläutert hatten, dem Volksglauben ihrer Zeit nie angehangen, sondern ihr Gemüth wendete sich der Einheit des Monotheismus zu, wenn gleich ihre gewöhnliche Redeweise die volksthümlichen Benennungen der einen oder andern Gottheit noch beibehielt. Wir finden Beispiele hiervon in den Schriften der Weisen und Dichter aus der blühendsten Periode des griechischen Alterthums. Wären jene Individuen als Lehrer ihres Volkes aufgetreten, so würden sie den religiösen Glauben desselben für ihre Zeit ebenso gehoben haben, wie Jene es thaten, welche unter den Vorfahren des israelitischen Volkes gepredigt hatten

von dem Namen des Herrn, und wir wären befugt, gestützt auf den Glauben an eine allgemeine Vorsehung zur Erziehung des Menschengeschlechtes, auch sie als Gesandte Gottes in einer Zeit des noch tiefer schlummernden religiösen Bewußtseyns zu betrachten. — Noch entfernter war das höhere Verständniß der sittlichen Natur zu jeder Zeit davon, den Glauben an die Einheit eines allwaltenden sittlichen Willens ganz zu verleugnen. Man hat wohl manchen Stoiker unter den Alten des Atheismus beschuldigt, ja in der neuesten Zeit hat noch J. G. Fichte dasselbe an sich erfahren. Allein wirklicher Atheismus ist nur da vorhanden, wo die objective Wahrheit der sittlichen Grundsätze völlig verkannt, und mithin die das Universum beherrschende und durchdringende Kraft ganz ohne ein sittliches Moment in ihrem eigenen Wesen gedacht wird. In wie weit dieser Vorwurf die älteren Stoiker nicht treffe, und in wie weit mithin für ihren Geist das ewige Fatum selbst unvermerkt einen sittlichen Gehalt annehmen mußte, wollen wir hier nicht untersuchen. Aber wenn J. G. Fichte, feststehend auf dem Grunde des moralischen Bewußtseyns, eine moralische Weltordnung behauptete, und dieselbe nur nicht durch ein persönliches Wesen in die von ihm getrennte Natur der Dinge hineingelegt denken mochte; so war er kein Atheist, auch nicht Pantheist in gemeiner Bedeutung, sondern die in ihm vorherrschende speculative Richtung hinderte ihn nur, den Urgrund der moralischen Weltordnung in derjenigen Erhabenheit des Geistigen über das Materielle, des Idealen über das Reale zu fassen, welche wir meinen, indem wir den allgegenwärtigen, allbelebenden Gott als ein persönliches Wesen verehren.

Es bleibt also dabei, sittliches Princip in dem religiösen Glauben und Monotheismus gehen überall in der

Hauptsache Hand in Hand mit einander. Beide aber haben jederzeit ihre unterschiedenen Grade der Klarheit und Stufen der Vollkommenheit gehabt. Wir betrachten hier den Fortschritt der Entwickelung nur in Hinsicht des einzigen Volkes, bei welchem der Monotheismus von jeher entschieden war, und das moralische Bewußtseyn allmählich in einer von andern unerreichten Tiefe hervorgetreten ist.

A. Die Offenbarung bis auf die Zeit Jesu.

Hatte Gott, nach dem buchstäblichen Verständnisse der biblischen Urkunden, in der frühesten Zeit durch unmittelbare Belehrung die Menschen zu Sich herangezogen, und ihr Gemüth für den Glauben an Ihn und an die Majestät Seines Willens eröffnet; so wurde die Frucht jenes ersten Glaubens bald wieder durch die Sünde verderbt und die Menschen konnten nur auf einem längeren Wege, zum Theil nur auf mancherlei Umwegen zu der Reinheit und Innigkeit des ersten Gottesbewußtseyns und der ersten Gottesliebe zurückgeführt werden. Eben so nach der rationalen Ansicht des in der Urzeit Geschehenen, wohin menschliche Geschichte nicht reichet. Waren die frühesten Geschlechter der Menschen auf den oben angedeuteten Wegen der Naturbetrachtung und der Selbsterforschung zu dem Glauben an ein übersinnliches Walten in der Natur und an Gesetze dieses Waltens, welchen auch der Mensch sich zu unterwerfen habe, geführt worden; so standen die hierüber sich verbreitenden Vorstellungen immer in Verhältniß zu der Erkenntniß der äußeren und inneren Natur. Sie kamen der Wahrheit nur da nahe, wo der Blick des Beobachters sich mit

gleicher Innigkeit nach der unergründlichen Weite des Himmels, wie nach dem gleich geheimnißvollen Mittelpunkte in den Tiefen des Herzens hin richtete, und wo er in diesen Tiefen die Mangelhaftigkeit des sittlichen Zustandes eben so deutlich gewahr wurde, wie die Forderung des Geistes an sich selbst, die sittliche Aufgabe zu lösen. Doch auch hier konnte nicht mit Einmal Alles vollbracht, nicht in den Gedanken Eines Menschen die ganze Fülle der keimenden Wahrheit entfaltet werden.

Aber auch nur Einzelne konnten es seyn, in welchen die höhere Wahrheit sich kund that. Die Menge blieb überall von ihr entfernt; die Mühe und Sorge des Tages ließ sie dahin nicht gelangen. Ja die Geschichte zeigt uns ganze Völker, bei welchen wir vergebens nach einem Verkündiger religiöser Wahrheit fragen, welche nicht ganz durch den Nebel des Wahnes und Aberglaubens erstickt worden wäre. Auch die Richtung auf Kunst und Wissenschaft führte nicht zu einer reineren Erkenntniß hin; sie begünstigte vielmehr eine Vielseitigkeit der Ansicht der Dinge, und eine Vielseitigkeit der sich regenden Bedürfnisse des Herzens. So geschah es, daß nur Ein Volk den Faden ergriff und festhielt, aus welchem sich unser heutiger, der christliche Glaube entspinnen konnte.

Die Einzelnen nun, welche diesem Volke vorleuchteten, wurden die Organe der göttlichen Offenbarung an die Menschen, und redeten zu ihnen, als die Gesandten des Gottes, den sie erkannt hatten, in seinem Namen und Auftrage. Wir haben demnach jeden Fortschritt der Offenbarung nur bei diesen Gesandten Gottes zu suchen, und es darf bei Erwägung der Schätze, welche sich aus ihrem Geiste und Munde über ihre Mitwelt und Nachwelt verbreiteten, von der Persönlichkeit derselben nie abgesehen werden. Dieser Umstand ist von der größ-

ten Wichtigkeit für das Verständniß ihrer Lehre, mithin für die Erkenntniß der Wahrheit selbst.

Bei Beachtung der Persönlichkeit eines Mannes, welcher in irgend einer Kunst oder Wissenschaft wesentlich Neues hervorbringt, oder das Vorhandene wesentlich weiter fördert, kömmt es auf zwei Punkte an: zuerst auf seine Lehre selbst, daß wir zu erkennen suchen, worauf dieselbe in seiner eigenen Ueberzeugung sich gründete, und wie sie an das ihm bereits Gegebene und Ueberlieferte sich anschloß; sodann auf seine Erscheinung in seiner Zeit, in Hinsicht auf welche zu ermitteln ist, wie die Geschichte seines eigenen Lebens ihn dazu vorbereitete, ein Verkündiger neuer Wahrheit zu werden, und wie in seinem Gemüthe jener Geist erweckt wurde, welcher ihn in seinem Forschen und Finden über den Standpunkt seiner Zeit hinaustrieb. In beiderlei Hinsicht auf die Persönlichkeit zu achten, sind wir einem Jeden schuldig, welchen die Geschichte uns als einen Heroen oder Genius in seinem Wirkungskreise vorführt; man darf sagen, ein Solcher habe ein Recht darauf, von seinen Zeitgenossen wie von der Nachwelt nur eben so begriffen und verstanden zu werden, wie er sich selbst erscheinen mußte, wenn er in dem Spiegel der Selbstbeobachtung sich ganz deutlich erkannte, und er könne nicht wollen, die Ueberzeugung Anderer von der Wahrheit seiner Lehren auf einem anderen Wege zu gewinnen, als auf demjenigen, auf welchem sie ihm selbst zu Theil geworden war. Wir beobachten zwar ein so sorgfältiges Verfahren nur in wenigen Fällen, und es gereicht uns dieß auch selten zum Vorwurfe, weil unser Interesse bei dem Neuen und Besseren, was Kunst oder Wissenschaft uns darbieten, oft nicht darin beruht, zu wissen, wie die Verkündiger desselben zu dessen Besitze

gelangt waren, sondern nur darin, daß wir die volle Ueberzeugung von der Wahrheit desselben gewinnen. Aber hier, wo von religiöser und sittlicher Wahrheit die Rede ist, wo die Verkündiger derselben sich als Gesandte Gottes, als von Ihm selbst belehrt und berufen darstellen, hier muß es für uns von der größten Wichtigkeit seyn, genau zu erforschen, nicht blos ob die Lehre wahr, sondern auch auf welche Weise der Geist jener Männer befähigt worden sey, zu erkennen, was er erkannte, und es so mitzutheilen, wie er es that. Und dieß ganz besonders in unsern Tagen. Denn jetzt ist die menschliche Vernunft so weit erzogen und ausgebildet worden, daß sie die allgemeinen Grundsätze der Moralität und die nothwendig damit zusammenhängenden, Grundlehren des religiösen Glaubens in und aus sich selbst zu erkennen vermag. Jetzt wird die Beantwortung der Fragen zur Gewissenspflicht für den denkenden Menschen: Haben jene Gesandten Gottes nur, was in späterer Zeit das menschliche Nachdenken als die dem Geiste eingeborene ewige Wahrheit erkennen gelernt hat, in früherer Zeit mit der Kraft und Fülle eines Gott zugewendeten Gemüthes ergriffen, oder haben sie dazu noch Anderes hinzugethan, was der auf sich allein hingewiesenen Vernunft fremd bleibt? In welchem Verhältnisse steht dieses zu jenem? Ist die Wahrheit des Einen wie des Andern gleichmäßig verbürgt? —

Was nun den zweiten vorbenannten Hauptpunkt der Untersuchung anlangt, so lehrt schon ein oberflächlicher Blick auf den Inhalt unserer heiligen Schriften, daß über die äußere Erscheinung und zeitgemäße Befähigung der als Gesandte Gottes und als Sprecher in Seinem Namen erschienenen Lehrer und Propheten nur sehr wenig mit einiger historischen Gewißheit festgestellt werden

kann. Sie standen auf unter dem Volke, sie erklärten laut den von Gott ihnen ertheilten Beruf; die Geschichte ihres Lebens, ihrer Erziehung und Bildung ist wenig oder gar nicht bekannt. Zwar von dem Maaße der Erkenntniß, welches vor ihrer Zeit erreicht worden war, finden wir meistens hinreichende Spuren, um zu ermitteln, was durch sie neu begründet, oder geläutert und weiter fortgeführt worden sey. Aber wie dieß in ihrem Geiste geschehen, darüber fehlt uns die nähere Kunde, so sehr wir auch oft sie uns herbei zu wünschen berechtiget sind.

Sonach bleibt vorzugsweise nur die Lehre derselben Gegenstand unserer Prüfung. Wenn die vorige Frage sich hierbei erneuert, wie der Geist jedes Einzelnen zu der höheren Klarheit und der tieferen Einsicht, welche aus ihm hervorleuchtet, erweckt worden sey, und wenn diese Frage auch hier größtentheils unbeantwortet bleibt, so darf Niemand sich darüber verwundern. Denn schon in dem Entwickelungsgange jedes gewöhnlichen Menschen, und noch weit merklicher in der innern Lebensgeschichte der hervorragenden Geister unseres Geschlechtes, giebt es Momente, welche von der schärfsten Beobachtung nicht aus dem ursächlichen Zusammenhange ihrer früheren Lebensereignisse erklärt werden können. Dieß ist nicht Schwäche unserer Beobachtung, sondern es ist die Natur unseres Geistes. Es wäre ein arges Mißverständniß, alles, was in dem vernünftigen Geiste zur Wirklichkeit kömmt, aus dem Causalzusammenhange der mit ihm in Wechselwirkung stehenden Natur erklären zu wollen. Hier ist Freiheit, hier wirkt jene höhere Kraft des Geistes, durch welche er in eine übersinnliche Ordnung der Wesen eintritt. Es ist überall unmöglich, auf dem Standpunkte einer niederen Lebensstufe stehend, dieses Eintreten der höheren in sie aus der Beschaffenheit jener niederen zu begreifen.

Man hat die Freiheit des menschlichen Geistes definirt als „das Vermögen, einen Zustand von selbst anzufangen.“ Eine Kraft dieser Art finden wir überall wirksam auf der Erde, wo eine neue Art und Bildung ihrer Producte zum Daseyn gelangt. Schon an jedem individuellen Objecte ist sein eigentlicher Anfang, der erste Moment seines Werdens, wenigstens ein Analogon jener Naturkraft zu nennen; wir wollen aber jetzt beispielsweise nur an das zeitliche Entstehen irgend eines organischen Gebildes denken. Du streuest die Saamenkörner in das Land, daß sie keimen und wachsen. Was ist ein Weizenkorn, äußerlich betrachtet? Es ist ein Körper, welcher unter einer hart und starr gewordenen Schaale einen weicheren, leicht zerreiblichen Stoff verbirgt, der auf mancherlei Weise zur Nahrung der Lebendigen benutzt werden kann. Aber was geschieht mit dem Korne, wenn es in die Erde gelegt ist? Die Kräfte der unorganischen Natur treten an dasselbe heran; Feuchtigkeit des Bodens, Licht, Luft und Wärme wirken auf dasselbe ein. Ist das Korn gesund und unverletzt, siehe, so öffnet es sich und treibet Keim und Wurzel. Kann dieß die Wirkung jener unorganischen Kräfte allein seyn? Wäre dem so, so müßte ja auch das vor Alter innerlich erstorbene, oder das von einem Hamster seiner Spitze beraubte Weizenkorn wurzeln und keimen, denn beiden widerfährt in dem Erdboden dasselbe, und zur Nahrung für Menschen und Thiere sind beide noch eben so brauchbar wie vorher. Aber nur das unverletzte und innerlich lebendige Saamenkorn bringt ein neues Gewächs seiner Gattung hervor. Offenbar thut es dieses von selbst; es vermag nicht es zu thun ohne den äußeren Einfluß, aber eben so wenig bewirkt dieser allein, was unter seiner Mitwirkung erfolgt. Frage demnach den Apfelkern, was

er als Keim des Fruchtbaumes sey, so wird er dir antworten: Ich bin der unsichtbare Gedanke des Stammes und seiner Wurzeln, der Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte, welche bald aus dem Stamme hervorgehen werden. Frage den Apfelbaum selbst, wie er in seiner Größe und Fülle aus seinem Keime entstanden sey, und seine Antwort wird seyn: Ich war, ehe ich wurde, in dem Gedanken Gottes geistig eingepflanzt dem Kerne des Fruchtbaumes vor meiner Zeit, und dieser Gottesgedanke ist es, der sich in mir unter der Pflege dieses Bodens und dieser Sonne und dort meines Gärtners sinnlich entfaltet hat. — Eine relativ höhere Naturkraft ist es demnach, welche sich regt, und das erste Erwachen derselben kann weder angeschaut, noch aus den äußeren Umgebungen des werdenden Organismus begriffen werden. Man müßte gewaltsam das Auge verschließen, wenn man nicht auch hier „das Vermögen, einen Zustand von selbst anzufangen," erkennen wollte.

Im Allgemeinen dasselbe stellt sich uns dar, wenn wir anzunehmen genöthigt sind, daß in dem menschlichen Geiste jene übersinnliche Ordnung, deren Gesetz wir als das Gesetz der Vernunft und sittlichen Weisheit kennen, anfange sich zeitlich zu entwickeln. Vor diesem, aller weiteren Nachforschung sich entziehenden Momente steht der besonnene Beobachter überall in Ehrfurcht still, und wenn er selbst, wie er soll, vom religiösen Geiste durchdrungen ist, so erkennt er in ihm das Walten Gottes in seiner ganzen geheimnißvollen Tiefe und Größe. Diese heilige Scheu wird für ihn nicht dadurch erhöht oder vermindert, daß hier ein Weizenkorn, dort eine religiöse Wahrheit seiner Betrachtung vorliegt. Denn er hat gelernt, die Natur in all ihrem Wirken als eine Offenbarung Gottes zu betrachten; und wie wohl diese

Offenbarung den Endzweck seines eigenen Daseyns an der einen Stelle näher berührt als an der andern, so giebt er sich darum doch dem Wahne nicht hin, Gotte selbst hier näher zu stehen als dort. Es ziemt dem denkenden Menschen nicht, sich bei seiner Verehrung des Höchsten so ganz loszureißen von der Unmittelbarkeit der Gotteswirkung in allen Dingen, daß er dieselbe nicht auch da zu erfassen vermöchte, wo die höchste Offenbarung Gottes diese ist, daß Er Seine höchsten Gedanken und Absichten offenbaret in dem menschlichen Geiste. Hier, wie dort tritt ihm derselbe Unendliche in derselben Mittelbarkeit oder Unmittelbarkeit vor das Auge. Je tiefer er sich in die Geheimnisse des natürlichen Daseyns versenkt hat, desto unerheblicher, ja nichtiger erscheint es ihm, zur vermeinten Erklärung der göttlichen That, durch welche der Geist eines Menschen befähigt wurde, seinen Zeitgenossen die religiöse Wahrheit in einem höheren Lichte zu zeigen, außer dem in ihr selbst schon liegenden allgemeinen Wunder noch ein besonderes zeitliches Wunder zu erfordern, welches in die allgemeine göttliche Ordnung des Seyns und Werdens eingreift, und eben deswegen nicht einmal im Stande ist, die aus Mißverstand gesuchte Erklärung zu geben. Die gelehrte Schriftforschung hat zu untersuchen, wie es sich mit den Berichten in den heiligen Büchern, welche von solchen besonderen Wundern Gottes oder seiner Gesandten erzählen, verhalte. Dem Rationalismus ist keinesweges daran gelegen, jene Erzählungen, wie man sich ausdrückt, natürlich zu erklären, auch scheint es nicht, als ob ein solcher Versuch jemals einem besonnenen und umsichtigen Exegeten vollständig gelingen werde. Das Interesse des Rationalismus besteht nur darin, daß der Grund deutlich erkannt werde, aus welchem der religiöse

Glaube der Vernunft schlechthin unabhängig von der Annahme jener Wunder im engern Sinne sey, und aus welchem sie folglich für ihn unentbehrlich bleiben. Wollten die Gegner des Rationalismus dieß recht erwägen, so würden sie sich hier auf einem Punkte finden, wo Supranaturalismus und Rationalismus sich leicht die Hände reichen könnten zum Einverständniß. Was ist es doch, wodurch sie auch hier noch außer einander gehalten werden? Diese Frage wird weiter unten noch einmal aufzuwerfen seyn.

Nach dieser Reflexion wenden wir uns wieder zu der Verkündigung der Hauptlehren hin, welche unter dem heidischen Volke der Gründung des Christenthums vorangegangen sind. Da indessen hier nicht von einer gelehrten Ermittelung aller der oben bezeichneten Gegenstände der Betrachtung die Rede seyn kann, so begnügen wir uns, jene Punkte nur angedeutet zu haben, und fassen blos die Hauptsumme der Lehre zusammen, welche Jesus von Nazareth vorfand, und welche zu ergänzen, zu berichtigen, zu vollenden er berufen war. Es war die Lehre 1., von Gott selbst, 2., von dem Verhältnisse des Menschen zu ihm.

1. Der Glaube an einen Gott war zwar nicht ein ausschließliches Eigenthum der Stammväter des israelitischen Volkes gewesen, doch hatte er sich bei diesen entschiedener als bei andern Volksstämmen und unverbrüchlicher festgesetzt und erhalten. Es war der lebendige Gott, welchen man verehrte, Jehovah, der Schöpfer und Herr Himmels und der Erde. Allerdings wurde dieser Jehovah zugleich als besonderer Schutzgott des Stammes oder als Nationalgott gedacht, und das Volk lernte sich als das von Ihm auserwählte, als das vor allen andern

Völkern begünstigte denken. Man würde indessen Unrecht thun, wenn man meinte, daß durch die Vorstellung von der Bevorzugung eines Volkes vor andern dem Glauben an die absolute Weltherrschaft Jehovahs Eintrag geschehen sey, denn die fremden Götter, welchen andere Völker dienten, erschienen denen, welche sich zu dem Glauben eines Abraham und Moses bekannten, immer als wesenlose Gebilde einer verirrten Einbildungskraft, und es war kein Zweifel darüber, daß Jehovah zu seiner Zeit alle Götzendienste zerstören, allen Irrthum, der sie erzeugt hatte, aufheben, und alle Welt unter Sein einiges Scepter vereinigen werde. Ebenso wenig wollen wir den Antheil der Wahrheit verkennen, welchen die Vorstellung von Begünstigung eines Theiles der Menschen durch Gott für den Standpunkt der Erfahrung ohne Zweifel hat. Denn es ist unleugbar, daß uns, wenn wir den Blick blos auf das irdische Daseyn richten, ein Mensch vor dem andern, eine Nation, eine Zeit vor der andern, als begünstiget in dem Gange der Vorsehung bei Lenkung der irdischen Verhältnisse erscheinen muß. Mit dieser Erfahrung steht der geläuterte religiöse Glaube keinesweges in Widerspruch; denn dieser betrachtet den Lebensgang des einzelnen Menschen, wie des ganzen Geschlechtes, überall aus dem höheren Gesichtspunkte einer unendlichen Fortentwickelung, und hält die Gaben, durch welche ein Mensch einen zeitlichen Vorzug vor andern am Leibe oder am Geiste genießet, nicht für ein ausschließliches Mittel in der Hand Gottes zur Erziehung des Menschen. Wenn daher der Vorsehung viele Wege zu Gebote stehen, auf welchen sie ihren Zweck an dem Menschen erreichen kann, und wenn eine Ewigkeit ausgleichen wird, was hier in unauflöslicher Verwickelung erscheinet; so ist die Begünstigung des einen Thei-

les der Menschen vor dem andern im Lichte des wahren Glaubens nur scheinbar, so wenig ihr auch eine erfahrungsmäßige Wirklichkeit abgesprochen werden kann. Sonach darf auch mit allem Rechte gesagt werden, daß das israelitische Volk jener Zeit in Hinsicht auf reinere Gotteserkenntniß ein vor andern ausgezeichnetes, bevorzugtes, auserwähltes gewesen sey. Nur um mit dieser Behauptung nicht einen groben, der Gottheit ganz unwürdigen Irrthum auszusprechen, ist es nöthig, daß die Idee Gottes in dem Menschen, welcher so redet, in ihrer völligen Lauterkeit und sittlichen Reinheit befestiget bleibe.

So war es nicht bei dem jüdischen Volke. Das sittliche Bewußtseyn war in ihm noch sehr unvollständig erwacht, sein Jehovah blieb ihm noch ein zwar überirdischer, in seinem Denken und Thun aber völlig menschenähnlicher König und Herr. Als solchen wird ein Jeder ihn finden, der mit den Schriften Mosis und der Propheten nur einigermaaßen bekannt ist. Wenn dem Jehovah menschliche Empfindungen und Affecte, menschliche Vorstellungsweise und Urtheil beigelegt werden, so läßt sich dieß häufig nicht für bloße Form einer zeitgemäßen Darstellung erklären, sondern es sind Begriffe, welche an dem Gottesglauben jener Zeit hafteten und ihn bisweilen bis zur Verletzung des reineren sittlichen Selbstbewußtseyns entstellten. Und kein Wunder, daß man das eigene mangelhafte moralische Gefühl auf Gott überzutragen sich nicht scheute. Daß dieses Gefühl noch sehr mangelhaft war, bezeugen ebenfalls die Geschichten der Patriarchen und der späteren Zeit. Nothwendig mußte daher auch, was als sittliche Natur und sittliches Wollen Gottes an die Menschen gelehrt und gepprediget wurde, die Spuren jener unvollkommenen Erkenntniß dessen,

was wahrhaft sittlich in Gott und wahrhaft göttlich im Menschen ist, an sich tragen.

Die Gesetze, welche dem Menschen als von Gott gegeben vorgelegt wurden, beruheten lediglich auf dem allmächtigen Willen des Gesetzgebers, und bezogen sich überdieß mehr auf die äußere Handlungsweise und auf die Verehrung Jehovahs durch äußerliche Gebräuche, als auf die innere Gemüthsbeschaffenheit der Diener Gottes, d. h. auf ihre Gesinnung. Es war ein Ceremonien- und Werke-Dienst, wie dieß die Gesetzgebung vom Sinai deutlich darthut; und wer jene Gesetze ohne Ausnahme befolgt, in allen seinen Werken sich untadelich gezeigt hätte, der würde vor Gott als gerecht erfunden worden seyn.

Zwischen diesem mehr äußerlichen Wesen der Gottesverehrung hindurch lassen sich allerdings von Zeit zu Zeit manche reinere Klänge aus dem innersten Grundtone des Herzens vernehmen, welche wohl darthun, daß die Uebereinstimmung der auf das sittliche Verhalten sich beziehenden Gebote Gottes mit den unmittelbaren Aussprüchen der Vernunft erkannt worden war. Wenn Tobias zu seinem scheidenden Sohne sagt (Tob. 4, 6.) „Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen;" so spricht sich in diesen Worten die Ueberzeugung aus, daß der Mensch sich den (objectiven) Willen Gottes (subjectiv) so aneignen könne, daß er ihn ganz in seinem eigenen Herzen wiederzufinden, mithin ihn zugleich als seinen eigenen besseren Willen zu betrachten im Stande sey. Von einer Vorschrift des bloßen Ceremonial-Gesetzes würde dieß nicht ebenso haben gesagt werden können. Noch entschiedener und kräftiger tritt jenes Gefühl der Uebereinstimmmnng des göttlichen und menschlichen Willens in den Psalmen hervor, wenn der Dichter

ausruft (Ps. 119, 47. 143.) „Ich habe Lust an deinen Geboten ꝛc., oder (Ps. 73. 28.): „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte ꝛc.“ Oder man vergleiche auch Jes. 29, 13.: „Der Herr spricht: Darum, daß dieß Volk zu mir nahet mit seinem Munde, und mit seinen Lippen mich ehret, aber ihr Herz fern von mir ist, und sie mich fürchten nach Menschengeboten, die sie lehren; so will ich auch mit diesem Volke wunderlich umgehen ꝛc.“ Und so in vielen andern Stellen der Dichter und der Propheten. Indessen diese Stimmen aus der sich aufschließenden Welt des Gemüthes konnten doch in den Glauben des Volkes nicht übergehen, sondern erscheinen uns nur als einzelne Blüthen, welche weissagend hindeuten auf eine bessere Zukunft, auf eine dereinstige Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit.

Dessen ungeachtet brachte die unvollkommene Erkenntniß Gottes und der Pflicht eine Tugend in dem jüdischen Volke hervor, welche es auszeichnete vor allen gleichzeitigen Völkern, welche wir kennen, dieß ist die Treue gegen Gott, die feste Anhänglichkeit an dem überlieferten und immer von neuem angeregten Glauben an Ihn. Man kann hiergegen nicht einwenden, daß jene Treue oft gebrochen worden und das Volk mehrmals von Jehovah abgefallen und in allerlei Götzendienst versunken sey. Denn nie ist Wahrheit und Sittlichkeit das Eigenthum Aller, wenn wir gleich von irgend einer Zeit behaupten dürfen, daß Wahrheit und Sittlichkeit in ihr vorgeherrscht habe. Und so oft das Volk sich von Jehovah abgewendet hatte, so oft riefen auch die Donnerstimmen der Propheten es zu den Altären seiner Väter zurück, und der Dienst des wahren Gottes stellte nicht nur sich wieder her, sondern entwickelte sich auch je mehr

und mehr in den folgenden Zeiten. Auch war jene Treue gewiß nicht eine Frucht der bloßen Furcht vor dem Zorne Gottes über die, welche den mit den Vätern geschlossenen Bund nicht halten würden; denn schon die vorhin angeführten und alle ähnliche Spuren einer Hingabe des Herzens an Gott geben den Beweis, daß in jener wiewohl noch vielfach umdüsterten Glaubenszeit doch mehr als Furcht die Menschen regierte, daß vielmehr auch ein Keim der Liebe anfing, in ihnen lebendig zu werden. So aufgefaßt, machte das treue Festhalten an dem Gesetze Gottes, wie es von der Urzeit her durch Moses und die Propheten überliefert worden war, das jüdische Volk, allein schon fähig, der Boden zu werden, welcher den Saamen einer für alle Zeiten und Völker geeigneten Religion in sich aufnehmen und das erste Gedeihen ihm sichern konnte.

2) Der Mensch in seinem Verhältnisse zu Gott erscheint in dem Judenthume ganz in Angemessenheit zu den Begriffen, welche er sich von Gott hatte bilden können oder sollen. Es war im Allgemeinen ein Mißverhältniß, und dieß in sofern der Wahrheit gemäß, als das Geschöpf, selbst wenn es zum Ebenbilde Gottes geschaffen war, zu seinem Schöpfer, der Endliche zu dem Unendlichen, nie anders, als in einem unendlichen Abstande aller seiner Kraft und seines Wirkens zu der Vollkommenheit seines Urhebers stehend gedacht werden kann. Dieses Mißverhältniß aber trat noch schneidender hervor in dem Bewußtseyn der Sünde, welche jenen Abstand zu einer Verschuldung erhob, und durch die Beschaffenheit des göttlichen Gesetzes selbst, dessen Ausführlichkeit und Vielseitigkeit nach der mosaischen Ordnung es dem Menschen ungemein schwer, wo nicht geradehin

unmöglich machte, der strengen Forderung des Allherrschers, an welche Er die Verheißung seiner Gnade geknüpft hatte, in allen Stücken zu genügen.

Die Vorstellungen, welche man sich von dem Grunde und Ursprunge der Sünde in den älteren Zeiten gemacht haben mag, kommen hierbei wenig in Betrachtung. Man kann wohl voraussetzen, daß die Erzählung hiervon, wie sie in das erste Buch Mosis aufgenommen worden, schon zur Zeit der Patriarchen, wofern sie anders so frühen Ursprunges war, bekannt gewesen sey. Doch finden sich in der Lebensgeschichte dieser Patriarchen keine Andeutungen hierüber; vielmehr setzt die Forderung (1 Mos. 17, 1.): „Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sey fromm" ohne Weiteres voraus, daß der Mensch den Willen des allmächtigen Gottes befolgen könne. Es ist aber auch denkbar, daß ohne Kenntniß der Geschichte vom Sündenfalle die Menschen frühzeitig auf ihr Unvermögen, die Gebote Jehovahs ohne Ausnahme zu halten, aufmerksam geworden seyen, und dieß um so mehr, da das einen unbedingten Gehorsam fordernde Gebot durch den Beisatz, „ich bin der allmächtige Gott," geschärft, und der dem Saamen Abrahams verheißene Seegen an ein unverbrüchliches „Wandeln vor Gott" geknüpft worden war. Denn Gott sprach nicht: Ich bin der allweise und allgütige, sondern nur, ich bin der allmächtige Gott, und nur wenn der Wille des Allmächtigen erfüllt wurde, sollte die Güte desselben durch den verheißenen Seegen kund werden. „So wiederholt sich die Vorstellung von einem unbedingten Herrscherwillen auch zu Mosis Zeit, als Gott (3. Mos. 19, 1. fg.) den Kindern Israel zu sagen gebietet: „Ihr sollt heilig seyn, denn Ich bin heilig, der Herr, euer Gott," und eben so (2. Mos. 20, 5. fg.) in dem Zusatze zu dem er-

sten Gebote der zwei Tafeln: Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, die mich hassen*). Ueberall also die Androhung harter Strafe des Ungehorsams neben der Verheißung eines überschwenglichen Seegens aus der Hand eines Allgewaltigen. Vorstellungen, welche zwar eine auf

---

*) Um die Idee der göttlichen Gerechtigkeit zu retten, ist zur Erklärung dieser Stelle bemerkt worden, daß die Worte, „die mich hassen" sich auf die vorher genannten „Kinder" beziehen, mithin diese nicht um der Missethat ihrer Väter, sondern um ihrer eignen Versündigung willen gestraft werden sollen. Dieß mag exegetisch richtig seyn; aber dann wird ja nicht die Missethat der Väter heimgesucht an den Kindern, wie doch in den ersten Worten gesagt war. Oder sollen die Kinder, wenn sie in der Missethat ihrer Väter beharren, zwiefach hart gestraft werden, einmal um der eigenen, und dann auch um der fremden Missethat willen? Hierin würde wieder dieselbe Ungerechtigkeit liegen, wie anfangs. Es dürfte unmöglich seyn, die unrichtigen Vorstellungen von der göttlichen Regierung der Menschen aus dergleichen Stellen des A. T. zu entfernen. — Allerdings finden sich in den späteren alttestamentlichen Schriften, namentlich in den Propheten, würdigere Vorstellungen von der göttlichen Gerechtigkeit; (z. B. Hes. 18, 19. fg.) Aber diese Vorstellungen drangen nicht in den Glauben des Volkes ein, und noch zu Jesu Zeit konnten die Jünger (Joh. 9, 2.) die Frage aufwerfen, ob der Blindgeborne, von welchem dort erzählt wird, die Schuld seiner eigenen Sünde, oder der seiner Eltern trage. So groß ist der Unterschied dessen, was Religionsglaube des Volkes war und blieb, und dessen, was aus einzelnen Theilen des A. T. zur Berichtigung desselben hätte entnommen werden können! Es verhält sich mit dem Glauben mancher Christen in Vergleichung mit dem Inhalte des Neuen Testaments nicht anders.

Erfahrung und Hoffnung gegründete Liebe zu Jehovah nicht ausschlossen, bei welchen aber doch die Furcht, lässig erfunden zu werden in der Befolgung seiner Befehle, das Uebergewicht behalten, und durch das Bewußtseyn eines mangelhaften Gehorsams in jedem Einzelnen bis zu der Gewißheit, daß der Mensch mehr den Zorn als die Gnade Gottes verdiene, gesteigert werden mußte. Bei solchen Ansichten von dem Mißverhältnisse des sündigen Menschen zu seinem heiligen Schöpfer und Herrn mußte nun die Sorge eines Jeden, welcher ein Verlangen nach der Gnade seines Gottes trug, immerfort darauf gerichtet seyn, die Uebertretungen des göttlichen Gebotes, deren er sich täglich schuldig fühlte, unschädlich für sich zu machen, das heißt, den gerechten Zorn des Gebieters zu besänftigen, oder sich mit Ihm zu versöhnen. Opfer und mancherlei Büßungen galten für die Mittel zu diesem Zwecke, bei den Juden wie bei den heidnischen Völkern. Die Opfer wurden dargebracht, theils als Sühnopfer, um eine begangene Missethat vergessen zu machen, theils als Preis- und Dankopfer, um die Anerkennung göttlicher Wohlthaten augenfälliger darzustellen, und hierdurch das Wohlgefallen Jehovahs sicherer zu gewinnen. Aber alle diese Opfer erschienen im Fortgange der Zeit immer weniger genügend. Denn die Idee von der Heiligkeit Gottes hatte sich allmählich ausgeprägt zu der Vorstellung von einer unantastbaren äußeren Majestät, welche durch jede wirkliche Uebertretung des Gesetzes in ihrem innersten Wesen verletzt würde, so daß eine solche der Idee nach unendliche Verletzung durch kein endliches Mittel völlig ausgeglichen oder getilgt werden könne. Aus dieser Vorstellung stammt noch zu der Zeit Jesu der Ausspruch des Apostels Jakobus (Jak. 2, 10.): „So Jeman

das ganze Gesetz hält, und sündiget an Einem, der ist es ganz schuldig." Da man nun dennoch an der Wahrhaftigkeit der göttlichen Verheißungen nie hatte zweifeln können, und zugleich auch von der Allmacht Gottes erwarten durfte, daß sie dereinst Seinem ewigen Willen Geltung unter den Menschen zu verschaffen wissen werde; so war schon in früher Zeit die Hoffnung auf ein Ereigniß entstanden, welches Gott herbeiführen, auf eine Veranstaltung, welche Er treffen werde, um die von den Menschen factisch verletzte Heiligkeit seines Wesens factisch wieder herzustellen. Dieß war die Hoffnung auf einen Messias, einen Versöhner.

Wir finden die Erwartung eines Messias auf verschiedene Weise gedacht und ausgesprochen in den Schriften des Alten Testamentes. Die Mehrzahl im Volke, weniger scharf blickend in ihr Inneres und mehr hingegeben den sinnlichen Vorstellungen von Gott und Religion, erblickte in dem künftigen Heilbringer nur einen irdischen, von Gott gesandten König, welcher die Herrschaft des einigen Gottes auf der Erde wieder herstellen, erweitern und für ewige Dauer begründen werde. Der kleinere Theil der Verständigen aber erwartete von dem Messias vielleicht zwar ebenfalls auch ein irdisches Gottesreich in verklärterer Form, zugleich aber und vorzüglich einen Versöhner des sündigen Volkes mit Gott. Und so wie bisher die Opfer unbefleckter Thiere als die wirksamsten hierzu betrachtet worden waren, so konnte auch die höchste, vollkommene und für alle Zukunft sichernde Versöhnung mit Gott nur durch das Opfer eines ganz Makellosen und Unsündigen auf eine Weise, welche man sich deutlich nicht vorstellen konnte, vollbracht werden. So wurde demnach auch der Tod Jesu von seinen Jüngern und Nachfolgern als ein freiwilliges und über-

schwengliches Opfer betrachtet. In der That war es nothwendig nach der herrschenden Vorstellungsart jener Zeit, daß ein mehr als gewöhnlicher Mensch dieses Opfer darbrachte durch sich selbst. Denn der sündige Mensch konnte nur opfern für seine eignen Vergehungen, nicht aber für die Sünden des Volkes. Hingegen die freiwillige Hingabe eines Sündelosen für das sündige Volk, konnte, nach den vorausgesetzten Begriffen von Gott, als ein Mittel gedacht werden, in welchem die göttliche Heiligkeit gleichsam die Wiederherstellung ihrer Unverletzbarkeit fände.

Dieß sind die allgemeinen Grundsätze des religiösen Offenbarungsglaubens bis auf die Zeit Jesu, aus dem Standpunkte des Rationalismus. In ihnen finden sich zwar die Keime einer mit dem vernünftigen Bewußtseyn völlig übereinstimmenden Religion, diese Keime aber noch unentwickelt, und umgeben von Vorstellungen entgegensetzter Art, welche bei fortgesetzter göttlicher Erziehung des Menschengeschlechtes theils entfernt, theils umgestaltet werden mußten. Wir haben die Punkte, auf welche es hier ankömmt, bereits im Vorstehenden namhaft gemacht; wir wollen sie hier noch einmal in der Kürze zusammenstellen.

1) Der feste Glaube an Einen Gott, Schöpfer und Regierer der Welt. Diesem Glauben mangelte nur noch die Erkenntniß des Wesens Gottes, als der die Welt durch Vernunft heiligenden Liebe; die Erkenntniß Seiner Allmacht in einem noch nicht christlich gereinigten Sinne herrschte vor, das tiefere Selbstbewußtseyn fehlte noch, und so mußte der Wille des allmächtigen Herrschers, wenn auch nicht als absolute Willkühr, doch als schlechthin erhaben über die Mit-

wissenschaft oder Beurtheilung des ihm schlechthin nur unterworfenen endlich vernünftigen Willens erscheinen.

2) Die Anerkennung des göttlichen Willens als verpflichtend für alle Menschen. Die Nothwendigkeit dieser Anerkennung folgte schon aus dem Begriffe des Allmächtigen, aber sie blieb bei dieser Gedankenverbindung noch eine bloß äußerlich gesetzte Nothwendigkeit, und der Mensch konnte den Gott in ihm selbst noch nicht finden. Es darf zwar nicht verkannt werden, daß Einzelne schon sehr nahe daran waren, von diesem inneren Lichte erleuchtet zu werden. Der Ausspruch des Predigers, (Pred. Sal. 12, 13.) „Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das gehört allen Menschen zu," bekundet zunächst nur die Allgemeinheit der Verpflichtung, nicht eingeschränkt auf eine Zeit oder ein Volk. Aber die Worte des Psalmisten (Ps. 111, 10.) „die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang," zeugen schon von der Einsicht, daß der Wille des Herrn die Menschen zu ihrem wahren Heile führen werde; wiewohl der enge Zusammenhang dieser Worte mit den vorangegangenen noch immer auf die Verheißung eines irdischen Seegens hinweiset, so daß die Weisheit, welche jenem Willen zu gehorchen auffordert, immer noch mit der egoistischen Rücksicht auf den dadurch zu erwerbenden Vortheil behaftet bleibt. Deutlicher noch aufgenommen in das Selbstbewußtseyn und in vollständigerer Uebereinstimmung mit demselben finden wir den Willen Gottes in den oben (Seite 81.) angeführten Stellen, wo die Freude des Herzens an den Geboten des Herrn, und daß das Herz die Wahrheit und den Seegen derselben empfinde, ausgesprochen wird. Man müßte die Persönlichkeit derer, welche solche Bekenntnisse ablegten, genauer kennen, um zu beurtheilen, wie nahe sie dabei schon dem

Geiste Christi gestanden haben; auf dem Wege der Exegese allein dürfte es sich schwerlich ermitteln lassen. Indessen zugegeben auch, was irgend sich zum Vortheil der Ansichten jener Zeit einräumen läßt, so bleibt doch der Abstand jener Erkenntniß des sittlichen Principes in Gott und dem Menschen von der Offenbarung Gottes durch Jesum noch unverkennbar. Wozu noch kömmt, daß solch ein gereinigter Glaube nur erst aus dem Gemüthe Einzelner hervorbrach, aber zu einer Grundlehre in dem Glauben des Volkes nicht wurde noch werden konnte.

3) Die Sündhaftigkeit der Menschen ist kein absolutes Hinderniß der göttlichen Gnade. Wie groß auch der Abfall von Gott durch die Sünde, und wie schuldvoll auch die erste Abweichung von dem göttlichen Willen gedacht werden mochte, immer gab es eine Möglichkeit der Rückkehr zu Gott für den Menschen. Indessen diese Rückkehr stand nach den Begriffen jener Zeit nicht in der Macht des Menschen allein. Wenn dieser auch aller sittlichen Kraft, welche er durch die Gnade Gottes empfangen, sich mit bestem Fleiße und Erfolge bediente, so blieb dennoch seine Tugend mangelhaft und sein Wandel befleckt; er übertrat dennoch hier und da das göttliche Gebot und verletzte dadurch immer von Neuem die heilige Majestät. Wollte daher Gott, daß dessen ungeachtet der Sünder begnadiget würde, so mußte Er selbst eine Erlösung schaffen für den Menschen, und eine Versöhnung mit dem gefallenen Geschlechte für Sein eigenes durch die Sünde entweihetes Wesen.

Aus diesem allen ergiebt sich, daß bis auf die Zeit Jesu die Vorstellungen von dem Wesen und den Eigenschaften Gottes noch nicht in Einklange standen mit den sittlichen Ideen der Vernunft, und daß diese Harmonie noch

ehlen mußte, weil jene Ideen selbst noch nicht in dem Gemüthe des Menschen zu ihrem eigenthümlichen Leben erwacht waren. Die Furcht Gottes hörte zwar allmählich auf eine knechtische zu seyn, aber sie stand doch, als ängstigende Erwartung wohlverdienter Strafen für die Vergehungen an dem Heiligen, jener völligen Liebe, welche die Furcht austreibet, (1. Joh. 4, 18.) hindernd im Wege.

So weit war die Offenbarung Gottes wirksam unter den Menschen geworden, als in Jesu von Nazareth der Heiland erschien, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben wurde für alle Zeiten. Er konnte nicht früher erscheinen, es bedarf aber gewiß auch keiner erneuerten Grundlegung für den Glauben, zu welchem auch wir uns bekennen.

A. Die Offenbarung durch Jesum.

Die Erscheinung Jesu von Nazareth hat für die Geschichte der Völker und der Menschheit einen Wendepunkt herbeigeführt, wie kein anderes Ereigniß älterer oder neuerer Zeit. Durch Jesum ist das Judenthum verklärt, das Heidenthum gestürzt, eine Weltreligion vorbereitet worden. Durch seine Lehre haben allmählich alle gesellschaftlichen und staatsbürgerlichen Einrichtungen einen neuen Umschwung, ein höheres Leben erhalten, und ohne jene Lehre würden die äußeren Begebenheiten, welche zum Theil mit kollossaler Gewalt den Eintritt eines neuen Weltalters beförderten, die dauernde Wirkung nicht gehabt haben, deren wir uns jetzt noch erfreuen. Denn sowie die Religion das Höchste für jeden Menschen ist, und der Einzelne nur dann werden kann, was er werden soll, wenn sie ihn belebt und durchdrin=

get, so hat sie sich auch in dem Leben und Schicksale der Völker zu jeder Zeit als den mächtigsten Hebel erwiesen, durch welchen die Menschheit auf einer neuen und höhern Stufe ihrer geistigen Fortbildung dauernd befestiget werden konnte.

Und alle diese großen Wirkungen sind ausgegangen von dem Einen Manne im jüdischen Lande, unter einem Volke, welches von den größeren und einflußreicheren Nationen seiner Zeit meistens wenig gekannt, noch weniger hochgeachtet war; sie sind ausgegangen innerhalb der kurzen Zeit einiger Jahre, während welcher Jesus als Lehrer des Volkes lebte und handelte, und nach einem Ende dieses Lebens, welches ihn in den Augen der Menge, die ihn nicht erkannt hatte, als einen Sectirer oder gutmüthigen Schwärmer in demselben Grade tief stellte, in welchem es ihn für den Geist und das Herz seiner Schüler und Verehrer weit über Alle empor heben mußte, welche je gekommen waren, die Menschen zu Gott zurück oder näher zu Ihm hinzuführen. Wer dieses Wunder der Vorsehung, auch ohne selbst Christ zu seyn, mit unbefangenem Blicke betrachten könnte, der müßte sich beugen vor der Größe jener Erscheinungen und Erfolge, und er würde, wenn anders ein reiner Gottesglaube in seiner Seele lebte, hier mehr als irgendwo sich gedrungen fühlen, das Walten Gottes in Allem, was durch Jesum geschehen, mit heiliger Scheu zu verehren.

Bei solchen Empfindungen, welche die Betrachtung der Geschichte Jesu und seiner Zeit in dem religiösen Gemüthe hervorruft, richtet sich die Aufmerksamkeit keinesweges vorzugsweise auf die übernatürlichen Begebenheiten und Thaten, welche das Leben Jesu nach den Berichten der evangelischen Geschichte erfüllen. Es kann fast als gleichgültig erscheinen, ob man annehmen wolle,

daß jene Begebenheiten wirklich so, wie sie erzählt werden, als übernatürliche geschehen seyen, oder ob man dabei im Allgemeinen nur den unerforschlichen Gang der Vorsehung zu verehren habe, deren tägliches Wirken immer das größte Wunder bleibt. Der Grund dieser ehrfurchtvollen Anerkennung dessen, was Gott gethan in der Zeit, ohne alles Grübeln über die Art und Weise, wie Er es gethan, liegt in dem sittlich-religiösen Character des Geschehenen, denn dieser ist selbst das größte Wunder der irdischen Schöpfung und überragt bei weitem jene besonderen Wunderthaten, welche wir übernatürlich nennen, weil wir zu entfernt von ihnen stehen, um etwas davon zu begreifen, oder auch weil wir den Begriff der Gotteswirkung nicht hoch genug fassen, um auf alle Unterscheidungen der Art und Weise, wie Gott sich offenbare in der Zeit und im Raume, ein für allemal zu verzichten.

Etwas Anderes ist es, nachzuforschen, wie der Stifter des Christenthums selbst während der Zeit seines Wandelns auf der Erde das geworden sey, was er war, und herangereift sey für den Beruf, den er erfüllt hat. Denn ein Mensch war Jesus, geboren als Säugling, erzogen von menschlichen Eltern und Lehrern, ausgebildet zum Religionslehrer durch den ganzen Schatz der religiösen Erkenntnisse seiner Zeit, und zwar ausgebildet in einem weit höheren Grade als alle gleichzeitigen Schriftgelehrten und Pharisäer, wie er dieß so oft durch seine Reden an diese und durch seine Belehrungen der ihm horchenden Volksmenge bewiesen hat. Muß es uns bei jeder in der Geschichte der Menschheit hervorragenden Persönlichkeit wichtig seyn, Kenntniß von dem besonderen Gange ihrer Lebensentwickelung zu erlangen, so sehen wir uns durch die Erscheinung Jesu, mehr als in

jedem andern Falle aufgefordert, nach seinem Werden in der Zeit zu fragen, um dadurch die Vorstellung von dem, was er war und gewesen ist, bündiger und vollständiger zu fassen. Hier aber verläßt uns die Geschichte. Es ist schon oft und gewiß oft mit der redlichsten Gesinnung beklagt worden, daß uns von der Jugend Jesu, und dem Unterrichte, welchen er genossen, von seinem selbstthätigen Eindringen in den Geist der heiligen Schriften seines Volkes, so gar keine Kunde geblieben ist. Die Erzählung von dem Verweilen des zwölfjährigen Knaben im Tempel steht ganz vereinzelt da; über den hochwichtigen Lebensjahren von da an bis zu seiner Taufe im Jordan schwebt ein völliges Dunkel; auch über seine Verbindung mit Johannes dem Täufer ist uns nicht die kleinste Nachricht aufbehalten worden, wiewohl man sich diese Verbindung bei der nahen Verwandtschaft der Familien, bei dem fast gleichen Lebensalter beider Männer, und bei dem Verhältnisse, in welches Johannes selbst sich zu Jesu stellt, nur als eine in frühester Jugend begründete, vertraute und mit den Jahren an Innigkeit gewachsene denken kann. Gewiß zwar ist auch in dieser Unvollständigkeit der Lebensgeschichte Jesu die waltende Vorsehung zu erkennen, und Jesus würde, als der verheißene Messias, nicht mit derselben Gottesgewalt auf die Zeitalter nach ihm gewirkt haben, wenn denselben die Geschichte seines irdischen Lebens mit allen in sie gehörigen, bald mehr bald minder bedeutenden Umständen vorgelegen hätte. Das heilige Dunkel, welches über ihr ruhet, hat vielleicht eben so sehr, wie die innere Kraft seiner Lehre dazu beigetragen, daß er, der Anfangs Verachtete, bald von Tausenden als der wahrhaftig von Gott gesandte Erlöser und Heiland verehrt werden konnte. Dieser göttlichen Fügung geben demnach auch wir uns

willig hin, und versuchen nur, aus den Berichten über die drei letzten Lebensjahre des Meisters uns ein Bild zu entwerfen von seiner Person und seinem Geiste, von der Art seiner äußern Erscheinung und von den Gedanken, welche ihn leiteten bei seinem Werke.

Wir wissen nun zwar im Voraus, daß alle äußeren Züge, durch welche wir uns die Person des Messias anschaulich zu machen suchen mögen, nur ein schwaches Abbild geben können von dem Geiste, welcher damals in menschlicher Hülle auf der Erde gewandelt hat. Es muß eine hohe, Ehrfurcht gebietende, durch Blick und Haltung, durch Ton der Stimme und Bewegung überall siegende Erscheinung gewesen seyn, welcher Alle sich unwillkührlich fügten, die die Worte des Meisters vernahmen, eine Erscheinung, welche auch die schlauesten Gegner in Schranken hielt, und von welcher Johannes noch spät im Eingange seines evangelischen Berichtes (Cap. 1. V. 14.) sagen konnte: „Wir sahen seine Herrlichkeit, als des eingebornen Sohns vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ Noch hat kein Künstler vermocht, die Person des Heilandes in ihrer Ruhe bei aller Entschiedenheit, in ihrer Kraft bei aller Entferntheit von gemeinem Affecte, in der Milde und dem Ernste des Blickes, hier im edeln Zorne und dort in der versöhnenden Liebe so darzustellen, daß der Geist, welcher der Gegenstand unserer Verehrung ist, frei und vernehmlich aus dem Bilde gesprochen hätte. Aus den Berichten über die letzten Lebensjahre Jesu allein kann jener Geist erkannt werden. Sein Daseyn ist Thatsache, sein Werden bleibt unerforschlich. Indessen das Bestreben, uns auch durch ein Bild der Phantasie den Christus zu vergegenwärtigen, wie er war und lebte, wird uns immer förderlich seyn. Es belebt nicht nur im Allgemeinen die

Vorstellung von Allem, was Jesus gethan und gesprochen hat, sondern es erleichtert oft auch das Verständniß seiner eigenen Worte, wenn wir uns geübt haben, sie in den evangelischen Berichten mit dem Tone der Stimme laut zu lesen, in welchem sie ihrem jedesmaligen Zusammenhange nach gesprochen worden seyn mußten.

Doch welcher Geist war es nun, der in jener unerreichbaren Persönlichkeit erschien, und durch den sich Gott neu offenbarte für alle Zeiten? — Ein Mensch müßte sehr eitel und vermessen seyn oder mit einer unverzeihlichen Flüchtigkeit gelesen haben, was uns von Jesu aufbehalten worden ist, wenn er nicht anerkennen wollte, daß er bei der Beantwortung dieser Frage vor einer Aufgabe stehet, über welche er zwar manches gute Wort sprechen kann, zu deren vollständiger Lösung aber, wenn auch nicht sein Herz zu enge, doch seine Sprache zu arm ist. Wir wollen daher auch jetzt die ganze Fülle der hier aufsteigenden Gedanken in die beiden Sätze zusammenfassen: 1., Jesus war belebt und durchdrungen — von einer besonderen **Gotteskraft**; 2., ihn beseelte und aus ihm sprach das vollkommenste **Gottesbewußtseyn**. Beide Sätze gründen sich auf die evangelischen und apostolischen Schriften, zunächst nach dem Sinne, welchen die Verfasser derselben mit ihren Worten verbunden haben.

Diesem Schriftsinne gemäß, zuerst was die Gotteskraft in Jesu anlangt, ist es Thatsache, daß Jesus von seinen vertrautesten Jüngern als ein mit übermenschlicher Kraft ausgerüstetes Wesen betrachtet wurde, und man darf, um der historischen Wahrheit treu zu bleiben, dieses Thatsächliche in keinem Stücke übersehen. Als übermenschlich erschien er den Jüngern und dem

Volke in seinen wunderbaren Thaten, zum Theil auch in seinen Worten; in gleiche Höhe stellen ihn die evangelischen Berichte von seiner Geburt, seiner Auferstehung und Himmelfahrt. Auch kann eine völlige Sündlosigkeit Jesu, zufolge welcher ihm zwar die Möglichkeit zu sündigen beiwohnte, jede wirkliche Regung des Bösen aber während seines ganzen Lebens fern von ihm blieb, ohne Annahme einer mehr als menschlichen Natur in ihm schwerlich gedacht werden. Wird nun behauptet, daß alles dieses, was thatsächlich die biblischen Berichte über die Gotteskraft Christi enthalten, in gleichem Sinne auch geschichtliche Thatsache und auf keine Art in den Vorstellungen der Augenzeugen oder derer, welche das Selbsterlebte weiter berichteten, verändert worden sey; so ist dieß die streng supranaturalistische Ansicht von Jesu Person, Leben und Thaten, welche hier weiter auszuführen nicht nöthig ist. Sie geht aus der Grundüberzeugung hervor, daß der menschliche Geist zu keiner Zeit und auf keiner Stufe seiner Entwickelung es vermöge, den Grund seines Glaubens an Gott, die Erkenntniß seines Verhältnisses zu Gott und die Einsicht in das einzige Mittel, der göttlichen Gnade für Leben und Sterben gewiß zu werden, in sich selbst zu finden und festzuhalten. Bei dieser Grundüberzeugung, und bei dem sie begleitenden Verlangen nach einem sichern Wege zum Heile der Seele, kann der Supranaturalist die dem Menschen unbedingt nöthige Hülfe nur von einer besonderen Gnadenerweisung Gottes hoffen, und wenn dieselbe ihm dargeboten wird, so ist es Gewissenspflicht für ihn, sie in Demuth, Gehorsam und Dankbarkeit so anzunehmen, wie er sie dargeboten findet. Das Uebernatürliche (nach der Ordnung der Natur Unmögliche) und Wunderhafte hierbei kann ihm kein Anstoß werden, eben weil er der

menschlichen Vernunft eine in ihr selbst begründete und ihrem Bedürfnisse genügende Ueberzeugung von Gottes Wesen, Willen und Thaten nicht zuzugestehen vermag. Seine Vernunft also beugt sich vor dem, was er in der heiligen Schrift als den ewig wirklichen und in der Zeit mit gleich ewiger Bedeutung und Gültigkeit ausgeführten Rathschluß Gottes erkannt hat. So wird ihm Christus nicht blos der Grund zu dem Aufbau des Gottesreiches, nicht blos der Eckstein des Gebäudes, sondern seine Worte und Thaten sind das vollendete Gebäude selbst. Jeder anders Denkende muß dem Supranaturalisten mindestens als befangen in Selbsttäuschung über das Wesen der Vernunft, auch wohl als verblendet durch Eigendünkel und in einem noch nachtheiligeren Lichte erscheinen. Will derselbe etwas Anderes, als was Jesus wollte, so darf über ihn (nach Gal. 1, 8.) ein Anathema ausgesprochen werden.

Diese Ansichten nun kann der Rationalismus nicht theilen und ihren Folgerungen nicht beipflichten. Seine Grundüberzeugung ist, daß der menschliche Geist jene Kraft der Selbsterkenntniß und Selbstständigkeit, welche der Supranaturalismus ihm abspricht, wirklich besitze, und daß der Beweis hiervon geführt werde, sowohl durch das, was man Vernunftreligion nennt, als auch durch die dem reinen Vernunftglauben zur Seite gehende Erkenntniß der Natur und Gottes in der Natur. Der Rationalismus meint nicht, daß der Besitz und Erweis jener Kraft jedem Menschen zu jeder Zeit verliehen sey, oder von einem Jeden zu irgend einer Zeit mit Leichtigkeit errungen und dargelegt werden könne. Aber er weiß, daß die erziehende Hand Gottes viele Einzelne zu allen Zeiten zu dem Bewußtseyn jener Kraft und zu deren Bethätigung hingeleitet hat, noch hinleitet und

Bayerische Staatsbibliothek München

ferner hinleiten wird. Hiermit erkennt er in ihr einen Theil des dem Menschen anvertrauten Pfundes (Luc. 19, 11 — 26.) mit welchem er wuchern soll, so viel er vermag; und indem er dieß gewissenhaft zu thun sich bestrebt, so tritt für ihn allmählich jede Wirkung Gottes in der Welt, und so auch die in Jesu erschienene Gotteskraft, in ein anderes Licht, als in welchem der Supranaturalismus sie erblickt. Ihm ist in der Natur der Dinge die Nähe des Unerforschlichen und die Unergründlichkeit dessen, was uns gemeinhin begreiflich dünket, so vor Augen gelegt, daß ihm neben derselben die Unterscheidung einer noch größeren Nähe und einer noch unmittelbarerern Einwirkung Gottes als ganz unstatthaft und in Vergleichung mit dem Geheimnisse des allgemeinen Offenbarwerdens Gottes in der Natur als das Geringere an Werth und Bedeutung erscheinet. Eben so steht ihm die Idee Gottes höher, wenn er sich den Schöpfer und Regierer der Welt in der ewigen Gleichartigkeit seines Wollens und Wirkens, als wenn er sich die Art und Weise dieses Wollens und Wirkens je zuweilen als durchbrochen in ihrem anfänglichen Gange durch Ergreifung neuer Mittel für besondere Zwecke denkt. Die Hauptsache aber ist, daß er bei der angeführten, ihn überall leitenden Grundüberzeugung, zu unterscheiden genöthiget ist, was Gott that, um die Menschen für jene Ueberzeugung empfänglich zu machen, von dem, was auch dann noch ewige That Gottes für sie bleibt, wenn sie den ihnen bestimmten Grad der Empfänglichkeit erreicht haben. Auf diesem Standpunkte hören die in der Vorzeit nothwendig gewesenen Vorstellungen von den Offenbarungen Gottes auf, wesentliche Stücke des für alle Zeit gültigen Glaubens zu seyn. In wie weit die Vorstellungen von dem Uebernatürlichen, welche in den

Bayerische Staatsbibliothek München

biblischen Urkunden enthalten sind, dem Standpunkte unserer Zeit gemäß erklärt werden können, dieß hängt von dem Maaße der gelehrten Erkenntniß ab, welche der Schriftforscher zu seinem Werke mitbringt, oder zu welcher die hinreichenden Data vorhanden sind. Der Rationalismus geht nicht darauf aus, das Uebernatürliche begreiflich zu machen, sondern er bedarf dessen nur nicht mehr für seinen Glauben. Er erkennt die ihm entgegenstehende Ansicht als ein nothwendiges Bedürfniß für alle diejenigen an, welche die Grundüberzeugung des Supranaturalismus theilen, und er ehrt dieses Bedürfniß. Allein obgleich das religiöse Bedürfniß in ihm sich anders gestaltet hat; so bleibt ihm Jesus dennoch der Heiland der Welt. Man muß, um dieß als wahr zu erkennen, sich die Grundüberzeugung des Rationalismus völlig deutlich gemacht haben. Dann erst wird es auch klar, wie der Rationalist die ihm oft gemachten Vorwürfe, daß er die Verfasser der neutestamentlichen Bücher, wo nicht Jesum selbst, als Irrende oder gar geflissentlich Täuschende darstelle, durch Hinweisung auf die Entstehungsgeschichte jener Schriften, auf die Sprechweise ihrer Zeit und auf die tiefe Lehrweisheit Jesu, sattsam entkräften kann.

Weniger wissenschaftliche Schwierigkeit, als der Gedanke der Gotteskraft in Jesu, findet die Anerkennung seines Gottesbewußtseyns, das heißt, der sittlich religiösen Seite seiner Natur. In diesem Bewußtseyn, wie es sich nach den eigenen Worten Jesu laut der evangelischen Berichte darstellt, giebt sich zwar eine sittliche Höhe und eine religiöse Innigkeit zu erkennen, bis zu welcher das religiöse Bewußtseyn des gewöhnlichen Menschen entweder niemals, oder doch nur in seltenen Stunden hinanreicht; aber etwas Uebermenschliches, Ueber-

natürliches, können wir darin nicht finden; es ist vielmehr nur das Reinmenschliche, das sittlich vollkommene Ebenbild Gottes in der Seele, mit welchem sie selbst nach der altbiblischen Erzählung ursprünglich geschaffen war. Und als solches Ideal reiner Menschheit allein konnte auch Jesus Vorbild zur Nachahmung für uns werden; ein Uebernatürliches, Uebermenschliches kann der Mensch nicht in sich darstellen, in seine Fußtapfen nicht treten.

Lasset uns sehen, was in dem gründlich gebesserten oder wiedergeborenen Menschen Gottesbewußtseyn genannt zu werden verdient. In einem Solchen lebt zuerst die unmittelbare, nicht durch Verstandesschlüsse oder Speculation vermittelte, nicht durch äußere Auctorität beglaubigte Gewißheit, daß über dem vernünftigen Geiste ein heiliger Geist walte, dem er angehöre, durch den er alles sey, was er ist, alles vermöge, was er vermag. Diese Gewißheit lebt in ihm dadurch, daß er sich selbst berufen weiß, nach der Heiligkeit zu ringen, und daß er, ohne diesen Beruf, keinen wahren Werth hätte in der Welt. Er ist sich daher des heiligen Gottes eben so gewiß, wie seiner selbst als einer persönlichen Vernunft, und alle Beweise, welche die Wissenschaft ihm für das Daseyn des Heiligen über der Welt darzubieten versucht, erscheinen ihm in Vergleichung mit jener unmittelbaren Gewißheit als arm und ungenügend. — Ferner in Folge derselben Gewißheit erkennt und fühlt er sich zwar durch und durch in Abhängigkeit von seinem Gott; doch hebt diese Abhängigkeit das Bewußtseyn eigener Selbstheit seines Wesens nicht auf, sondern was er thut im Geiste Gottes, das thut er durch die ihm als vernünftigem Wesen verliehene Kraft; und wie er in Gott ist, so ist Gott auch in ihm. — In gleicher Folge aus jenem Grundbewußtseyn ist auch der Wille des gebesserten

Menschen, so lange er in diesem Zustande beharret, einer und derselbe mit Gottes Willen, und Gottes Wille ist kein anderer, als der durch Heiligung zur Vollkommenheit führt. In der Einheit dieses Bewußtseyns wird Gott von dem Menschen wahrhaft verehret im Geiste und in der Wahrheit.

Daß nun ein solches Gottesbewußtseyn in dem Menschen sich finde, behaupten wir der Erfahrung gemäß. Man hüte sich, wenn man diese Erfahrung abzuleugnen geneigt ist, vor einer Vergehung an dem Schöpfer und dem Geschöpfe zugleich! Es giebt Stunden im Leben, in welchen die ganze Fülle des religiösen Glaubens und der ganze Inhalt des göttlichen Willens das in stiller Andacht in sich hinein und über sich hinauf blickende Gemüth mit einer Innigkeit ergreift und fesselt, welche dem Alltagsleben und dessen Zerstreuungen fremd bleibt. Nur von Zeit zu Zeit zieht das Gemüth sich, getrieben von dem Geiste Gottes in ihm, in jene Stille der Andacht zurück. In solchen Stunden oder Augenblicken tritt das mystische Element der Religion in ihm hervor, ohne Schwärmerei, in klarer Besonnenheit, fern von dem Wahne, auf wunderbare oder übernatürliche Weise von Gott erregt oder begabt worden zu seyn.

Wohl ist es Gnade Gottes, daß die Kraft eines Gottesbewußtseyns dem Menschen gegeben ist; aber indem der Mensch sich in demselben findet und hat, weiß er sich in Gott und Gott in sich nur so, wie er sich immer finden und wissen würde, wenn er das Ebenbild Gottes, zu welchem er geschaffen worden, sein ganzes Leben hindurch darzustellen vermöchte.

Gewiß war nun in Jesu, wenn wir den evangelischen Berichten über ihn folgen, jenes Gottesbewußtseyn nicht blos in einzelnen Stunden lebendig, wie bei

den Besten unter uns, sondern es blieb sich gleich in Allem, was er dachte und that, es war der stetige Urtrieb und die unverbrüchliche Richtschnur seines ganzen Lebens. Darum eben steht Jesus vor uns als das Urbild und Ideal reiner Menschheit. Wir begreifen nicht dessen Werden in der Zeit, und würden es auch nicht begreifen, wenn die ganze Lebensgeschichte Jesu uns bekannt wäre; denn in der Erscheinung jeder eminenten Persönlichkeit liegt, was deren natürlichen Entwickelungsgang anlangt, etwas Unergründliches, wie wir oben gesehen haben. Dessen ungeachtet aber enthält die Vollkommenheit des Gottesbewußtseyns in Jesu nichts in sich, was wir Menschen nicht theilweise auch erreichen, dem wir uns nicht allmählich mehr und mehr annäheren, um dessen willen wir nicht Jesum, obgleich den Ersten und Einzigen unter allen Erdgeborenen, doch unsern Bruder nennen, und seinen Sinn, sein Wollen und den Geist seines Wirkens uns je mehr und mehr aneignen könnten.

Fassen wir demnach die beiden Hauptcharaktere der Person Jesu, die Gotteskraft und das Gottesbewußtseyn zusammen, und betrachten nun näher, wie er als Gottessohn und Menschensohn an sein heiliges Werk ging, und die Reihe der Offenbarungen Gottes, welche bis dahin den Menschen waren gegeben worden, vollendete.

Das jüdische Volk erwartete einen Messias, und es bedurfte seiner; alle Völker bedurften desselben, auch ohne ihn zu erwarten. Aber sollte dieser Messias wirklich der Heiland der Welt werden, das heißt, nicht blos die Wunden heilen, an welchen die Menschen litten, sondern auch sie zu dem Heile hinleiten, welches ewig

währet und volle Genüge giebt; so konnte er nicht der von dem Volke damals erwartete seyn, sondern ein ganz anderer, ein den Erwartungen der Meisten widerstreitender. Hieran erkennen wir die zwiefache Aufgabe, welche der wahre Messias zu lösen hatte: die irrigen Hoffnungen des Volkes mußten berichtigt und das Wahre an denselben mußte zur Erfüllung gebracht werden; sodann mußten die Menschen deutliche Belehrung über die Bedingungen erhalten, unter welchen sie niemals wieder versucht seyn würden, eitele Hoffnungen auf Gott zu setzen oder auf irrthümliche Weise ihn zu verehren. Mit andern Worten: die Menschen mußten überzeugt werden, daß ihre Wunden geheilt seyen, und daß der Weg zum ewigen Heile geöffnet vorliege. Dem Letzteren konnte genügt werden durch Belehrung, sobald nur die Menschen fähig waren, solche Belehrung zu fassen und sich durch sie befriediget für immer zu fühlen. Aber das Erstere war durch bloße Lehre für die damalige Zeit nicht zu bewirken, es bedurfte dazu einer That.

1) Die Mängel der jüdischen Religions- und Sittenlehre beruheten auf der von Alters her überkommenen Vorstellung von der göttlichen Heiligkeit als einer äußerlichen Majestät, deren Verletzung durch die Sünde mit strenger Gerechtigkeit äußerlich wie innerlich geahndet werden müsse; hiernächst in den Vorstellungen von den Mitteln, wodurch die Menschen, welche die täglichen Verletzer jener Majestät waren und blieben, den gerechten Zorn derselben von sich abwenden könnten; und endlich, da keines dieser Mittel als hinreichend zur völligen Versicherung der göttlichen Gnade für alle Zeiten erkannt werden konnte, auf der Vorstellung von einer dereinstigen Hülfe Gottes selbst, durch welche der Allerheiligste

gleichsam in seine Unverletztheit wieder hergestellt, seine Gerechtigkeit befriedigt, und hierdurch für das Volk Gottes die Möglichkeit eines dauernd seligen Zustandes herbeigeführt werden würde.

Sonach lag die Begründung des Glaubens an Einen Gott nicht in der Aufgabe Jesu; denn unter den Juden war dieser Glaube von Anbeginn einheimisch, und auch die Heiden, wenn das Christenthum zu ihnen hinausdrang, konnten leicht für ihn gewonnen werden, da er dem menschlichen Geiste nahe genug liegt, und Viele ihm auch schon nahe getreten waren. In ähnlicher Weise würde auch, wie es scheint, die Vorstellung von einem Nationalgott und einem aus besonderer Vorliebe auserwählten Volke desselben, ja selbst der Afterdienst dieses Gottes durch Opfer und äußere Werke, vermittelst eindringlicher Belehrung allein haben berichtiget werden können. Denn wenn es gelang, den Begriff einer göttlichen Heiligkeit, deren Forderungen die Welt genügen muß, zu der Idee einer heiligen Liebe, welche die Welt zu sich hinauf ziehet, zu erheben, so fielen alle jene, der Idee Gottes minder angemessenen Vorstellungen von selbst hinweg. Allein es war nicht so leicht, die Idee eines Gottes, welcher die Liebe, die wahre Liebe ist, in dem Gemüthe der Menschen zu vollem Leben zu erwecken. Hätten sie sich diese Liebe zu menschlich gedacht, wie auch viele gethan haben und noch thun, so wäre dadurch ihr Glaube tiefer gestellt worden, als er nach den Begriffen der mosaischen Gesetzgebung gestanden hatte. Hätten sie sich in der Sinnlichkeit ihres Wesens einreden lassen, daß Gott ihrer Opfer und ihres Cerimoniendienstes nicht weiter bedürfe, so würden sie diese Botschaft als eine Erleichterung der ihnen durch das Gesetz auferlegten Last gern angenommen, dabei aber

noch keine Ahnung von der Gesinnung erlangt haben, welche allein auf würdige Weise an die Stelle des Gottesdienstes durch Opfer und Gebräuche an bestimmten Tagen und Orten treten kann.

Die Idee, daß Gott die Liebe ist, und daß, wer in der Liebe bleibet, in Gott bleibet und Er in ihm, ist zwar tief in dem menschlichen Geiste begründet, und ein wahres Gottesbewußtseyn ist unmöglich ohne sie. Aber in den Verhältnissen der Menschen unter einander, wie sie von jeher waren und großen Theils noch sind, zeigt sich von jener Liebe nur selten eine Spur; am gewissesten trägt die Mutter sie in sich gegen ihr Kind, aber auch diese oft sich dessen selbst unbewußt. Näher liegt dem Menschen die Idee des Rechtes, worauf ihn die Anschauung des gleichen Wesens in ihm selbst und in Anderen seiner Gattung hinführt. Daher werden auch die gesellschaftlichen Verbindungen unter den Menschen, die der Familie sowohl als des Staates, mehr durch die Scheu vor den Forderungen des Rechtes und des Gesetzes, als durch den Zug des Wohlwollens, mehr durch die Furcht als durch die Liebe zusammengehalten. Daher konnte sich auch in den Religionen der Vorzeit der Gedanke eines göttlichen Rechtes, welches auf jede Uebertretung Strafe folgen läßt, früher ausbilden, als der Gedanke einer göttlichen Gnade, welche ihr Recht darin findet, daß sie ihre Liebe walten lässet ungehindert durch den Menschen, zu dessen Züchtigung, wo er derselben bedarf, und durch die Züchtigung zu dessen dereinstiger Vollendung. So war also schon durch den Naturgang der religiösen Entwickelung dem ächten Glauben an die Liebe Gottes und an Seine Verehrung im Geiste dieser Liebe ein schwer zu übersteigender Damm entgegengestellt. Nehmen wir hierzu noch die von der ältesten Zeit her

herrschenden Vorstellungen von der Entstehung und dem Wesen der Sünde, so wird es begreiflich, wie bei diesen mit dem Gedanken einer äußern Majestät des Herrn über Himmel und Erde enge zusammenhängenden Vorstellungen mehr als bloße Lehre erforderlich war, um das Judenthum wahrhaft zu verklären. Es bedurfte dazu einer That.

Diese That war die der Erlösung durch den Tod des Heilandes.

Die ersten Menschen hatten den Willen Gottes gekannt, und waren in frommer Einfalt ihres Herzens geneigt gewesen ihn zu erfüllen. Dennoch widersetzten sie sich demselben, verleitet durch Hochmuth oder Dünkel oder ungöttliches Selbstvertrauen, auf eine unter Voraussetzung der ursprünglichen Einigkeit mit dem Willen Gottes fast unbegreifliche, jedenfalls höchst frevelhafte Weise. Durch dieses Vergehen luden sie eine Schuld auf sich, welche um so größer war, je lebendiger auf der einen Seite die Erkenntniß ihrer Pflicht, und auf der andern Seite die Erkenntniß der Allgewalt und Berechtigung ihres Gesetzgebers in ihnen gedacht wurde. Die Majestät des Allmächtigen war verletzt, und war in unendlicher Weise verletzt, gleichviel ob man dabei blos an die Größe des ersten Abfalles oder auch an die Masse der immer unter den Menschen sich häufenden Verschuldungen denken mochte. Denn so wie das erste Elternpaar in die Getrenntheit von dem göttlichen Geiste getreten war, so beharrten auch die folgenden Geschlechter, halb willkührlich, halb ohne eigenes Zuthun, in jener Entfernung. Was konnte nun geschehen, um den zürnenden Gott zu versöhnen, und seiner Gnade Raum zu geben gegen sein beleidigtes Recht? Noch lange nach der Schöpfung des Menschen hatte Jehovah das Gebot

erneuert: Ihr sollt heilig seyn, denn Ich bin heilig, der Herr, euer Gott. Wie konnte der sündige Mensch diesem Gebote Genüge leisten nach der ganzen Strenge, mit welcher der Allmächtige befugt war es auszusprechen? Der Werkedienst that es nicht, denn er blieb selbst unvollkommen, und war auch das einzige nicht, was Gott auf Sinai gefordert hatte. Die Opfer thaten es nicht, denn hätten sie auch, mit frommem Herzen dargebracht, die vergangenen Sünden bedecken und für den Augenblick die göttliche Gnade herzulassen können, so wurden sie doch durch neue Uebertretungen im folgenden Leben entkräftet; der Hohepriester konnte für die Sünden des Volkes nur einmal im Jahre ein Opfer bringen, und das nächste Jahr machte die Wiederholung dieses Opfers immer in gleichem Grade nöthig. Ueberdieß, was konnte von den Menschen auf einem Altare geopfert werden? Das Blut unbefleckter Thiere stand in keinem richtigen Verhältnisse zu der Schuld, deren Tilgung den Tod des Sünders selbst gefordert haben würde, und sogar dieser Tod, welchen zuletzt doch ein Jeder sterben mußte und starb, konnte immer nur als eine endliche Büßung für ein unendliches Vergehen, konnte nicht als ein vollgültiges Versöhnungsmittel der göttlichen Heiligkeit betrachtet werden.

Nur wenn Gott selbst als der Vermittler erschien, ließ sich den damals herrschenden Vorstellungen von Gott gemäß die Ausgleichung als möglich denken, ohne welche der Mensch verloren geblieben wäre. Und Gott wurde der Heiland des sündigen Geschlechtes. Ein ewiger, nur eine Zeit lang verborgen gebliebener Rathschluß war es, durch welchen die göttliche Erbarmung überwiegend wurde in Gott, ohne der Forderung des Rechtes in Ihm etwas zu vergeben. Ein Messias sollte erscheinen, von Gott

selbst gesandt, und angethan mit göttlicher Kraft, um als menschliches, aber unbeflecktes Gotteslamm die Sünde der Welt zu tragen durch freiwilliges, aber unverdientes Leiden und Tod. Als die Zeit erfüllet war, erschien dieser Messias. Jesus fühlte in seinem tiefsten Bewußtseyn, daß er berufen sey, dieser Heiland zu werden.

Ich wünsche, daß jeder meiner Leser sich in den Zusammenhang der hier kurz dargelegten religiösen Ansichten so ganz versetzen möge, daß er im Stande sey, dem frommen Simeon nachzuempfinden, wenn dieser (Luc. 2, 29 fg.) in prophetischer Begeisterung ausruft: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Friede fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden, und zum Preise deines Volkes Israel."

Man muß den Glauben der Besten im jüdischen Volke ganz in sich aufgenommen haben, um den Plan Jesu, welchen sein Gottesbewußtseyn ihn fassen ließ, d. h. um den Ruf Gottes, welchen er in sich fühlte, menschlich recht zu verstehen.

Wenn aber Jesus nicht blos thun sollte, was die Verständigen in seinem Volke von dem verheißenen Messias erwarteten, sondern, wenn er auch anerkannt werden sollte als der Verheißene nach der ewigen Wahrheit in jenem Begriffe; so war noch mehr denn eine Schwierigkeit zu beseitigen. Bei weitem die Mehrzahl der damals in Judäa Lebenden hoffte auf einen irdischen König, welcher das Volk zunächst von dem Joche der Römer befreien, hiernächst die Herrlichkeit des altjüdischen Königthums in erhöhetem Glanze wieder herstellen, die Heiden sich unterwerfen, und eine Weltherrschaft Jehovahs für ewige Zeiten begründen würde. Wie befremdlich auch

dieser Wahn erscheinen mag, wenn man ihm die reineren und höheren Ansichten gegenüber hält, welche aus den Schriften des alten Bundes, zur Kenntniß eines Jeden im Volke hätten gelangen können, so war er doch sehr allgemein verbreitet und sehr tief eingewurzelt in den Wünschen der sinnlichen Menge und in der eiteln Meinung von der Vorzüglichkeit des Saamens Abrahams. Diesem Wahne zuerst mußte widersprochen und thatkräftig widerstanden werden. Dieß that Jesus. Er nannte sich einen König, aber sein Reich war nicht von dieser Welt; er entwich dem Volksgedränge, so oft es ihn als irdischen König zu begrüßen im Begriff stand; er nannte sein Reich überall nur ein Himmelreich, und die Bedingungen des Eintritts in dasselbe, so wie er selbst und Johannes sie aussprachen, waren keinesweges von der Art, daß sie den thörichten Erwartungen seiner Zeit Vorschub geleistet hätten. Hiervon war allerdings eine Folge, daß die Mehrzahl der Zeitgenossen sich nicht fest an ihn anschloß, und daß auch diejenigen, welche ihn bei seinem letzten Einzuge in Jerusalem mit dem freudigsten Hosianna begleitet hatten, wenige Tage nachher, als sie anstatt der Königskrone eine Dornenkrone auf seinem Haupte erblickten, entweder als getäuscht in ihren Hoffnungen muthlos zurücktraten, oder gar aus erbittertem Herzen das „Kreuzige, kreuzige ihn!“ über ihn ausrufen halfen. Indessen auf den Beifall und Zulauf der Menge konnte es nicht abgesehen seyn, denn der Weg ist schmal, der zum Leben führet, und Wenige sind, die ihn finden. Durch diese Wenigen mußte die wahre Idee des Messias und der ächte Glaube an ihn auf die größere Zahl der sich allmählich Besinnenden übergeleitet werden; und so ist es geschehen.

Aber auch für diese Wenigen, und unter ihnen für die nächsten Jünger Jesu selbst lag noch eine Schwierigkeit zu beseitigen vor, wenn die That der Erlösung für den Glauben der Menschen als ganz und für immer vollbracht erkannt werden sollte. Jesus hatte für die Sünde der Menschen, selbst schuldlos, gebüßt durch seinen Tod. Durch diesen Tod konnte die Gerechtigkeit Gottes als versöhnt gedacht werden. Sie konnte es. Aber auch nach jenem Tode blieb die Menschheit äußerlich dieselbe, die sie gewesen war, und auch aus ihrem Innern war die Sündhaftigkeit nicht weggenommen worden. Wo lag nun die Bürgschaft, daß dasjenige, worin die erbarmende Gnade bis jetzt sich als mächtig erwiesen und die heilige Gerechtigkeit sich befriediget gefunden hatte, auch fortwirken werde in Gott alle Zukunft hindurch? Die Fortdauer der Sünde mußte den ernstlich Nachdenkenden auf dem Standpunkte jener Zeit immer noch als ein Hinderniß der göttlichen Gnade und gleichsam als ein Wiederaufregen der göttlichen Strafgerechtigkeit gegen die beharrliche Verderbtheit der sündigen Natur erscheinen. Um nun dem Menschen auch diesen Irrthum zu benehmen, hatte Gott noch einen Schritt zu thun zur Vollendung des von ihm gestifteten Werkes der Erlösung. Der in den Tod gegangene Messias mußte durch die Gotteskraft in ihm von neuem belebt, er mußte von den Seinen als derselbe, der er gewesen, wieder erkannt, ja er mußte zuletzt von Gott selbst aufgenommen und in einen Wirkungskreis versetzt werden, in welchem er das Heil derer, welche ihm gegeben waren, auf der Erde, fortwährend vertrat und bewahrte.

So gehörten die Auferstehung und die Himmelfahrt Jesu als wesentliche Stücke zu der Gesammtvorstellung von der Erlösung der Menschheit nach dem Standpunkte

der Zeit Jesu. Den großen Zusammenhang dieser Gedanken zusammenfassend konnte der Apostel Paulus (1. Cor. 15. 7. fg.) schreiben: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel," d. h. nur die Gewißheit, daß der in den Tod gegangene Messias ein noch lebendiger und ewig lebender sey, kann euch Bürgschaft geben für die Wirklichkeit der von ihm bewirkten Versöhnung mit Gott. Denn nicht für dieses Leben allein, (V. 19) nicht blos für die Vergangenheit, sondern für alle Zukunft muß jene Versöhnung bewirkt seyn; der Messias muß fortleben für sein Werk, die That Gottes, welche durch ihn vollbracht wurde, muß eine ewig gültige bleiben.

Die Offenbarung Gottes durch Christum, angesehen von Seiten der zu ihr nothwendig erforderlichen That, ist eine Offenbarung für den Glauben der Menschen an die Erfüllung dessen, was Gott verheißen hatte von Alters her. Der dem Saamen Abrahams zugesicherte Seegen trat nun den Menschen näher, aber nicht auf die sinnliche Weise, wonach nur das Geschlecht jenes Patriarchen auf denselben zu hoffen hatte. Schon Johannes der Täufer rügte diese engherzige Meinung, indem er Matth. 3, 9.) sprach: „Denket nur nicht, daß ihr bei euch wollt sagen, wir haben Abraham zum Vater; denn Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken." Vielmehr auf geistige Weise sollte jener Seegen gewährt werden, und so, daß er Allen zugänglich würde, welche der erneuerten Verbindung desselben vertraueten. Darum war auch der erste Zuruf Jesu an das Volk (Marc. 1, 15): „Thut Buße, und glaubet an das Evangelium;" glaubet dem Zeugnisse meiner Worte und meiner Thaten, denn sie weisen euch auf das Reich Gottes, auf das Himmelreich hin. Wer

sich diesen Glauben nicht hätte aneignen können, der wäre auch nicht im Stande gewesen, sich als wahrhaft versöhnt mit Gott zu denken und zu fühlen, selbst nicht bei dem aufrichtigsten Bestreben, den Willen Gottes zu vollbringen. Nur durch jenen Glauben also wurde die Ueberzeugung möglich, erlöset zu seyn durch Christum von dem Fluch des Gesetzes, und einen andern Weg als den der Werke einschlagen zu müssen, um jener Erlösung in Hinsicht auf das Vergangene auch theilhaft zu bleiben für die Zukunft. Darum konnte auch ein Jeder, welcher an Christum glauben lernte, nur durch diesen Glauben sich als gerechtfertiget vor Gott denken; denn ohne jene That der göttlichen Offenbarung fehlte ihm die völlige Gewißheit der göttlichen Gnade. In diesem Sinne lehrte auch der Apostel Paulus bei jeder Veranlassung, und vorzüglich in dem Briefe an die Römer, daß nur der Glaube gerecht mache, nicht die Werke des Gesetzes; und nur weil diese Lehre einseitig gefaßt und jede Art des Thuns als unwesentlich zur Erlangung der Gerechtigkeit vor Gott gedacht werden konnte, mußte der Apostel Jakobus sich veranlaßt finden, die gleiche Nothwendigkeit eines ächt sittlichen Verhaltens, um der Gnade Gottes gewiß zu seyn, geltend zu machen. Wenn demnach die Theologie unserer Zeit den Grundsatz von der Rechtfertigung durch den Glauben an das Verdienst Jesu allein als das material Princip des Christenthums ausspricht, so muß ihr hierin in so fern Recht gegeben werden, als sie bei Darstellung des Werkes, welches dem Messias aufgetragen war, blos dasjenige ins Auge fasset, was als dessen That unterschieden werden muß von dessen Lehre. Einseitig würde jenes Princip seyn, wenn es sich als das einzige aufstellen, d. h. wenn man bei Beurtheilung des Wesens der christlichen Religion, wie sie

aus dem Munde Jesu und seiner Apostel hervorging, auf das zweite, sittliche, rein menschliche Element derselben nicht ein wenigstens gleiches Gewicht legen wollte, wie auf jenes übermenschliche und dogmatische Element der göttlichen That.

2. Die Lehre Jesu und seiner Apostel hat, weil sie in einer engen und mit Hinsicht auf die Person des Messias unzertrennlichen Verbindung mit der That der durch ihn geschehenen Erlösung stehet, eine zweifache Beziehung und Absicht. Sie bestimmt zuerst die Vorstellungen, welche die Menschen sich von dem Werke der Erlösung und der Person des Erlösers zu machen hatten, sie enthält zweitens die Vorschriften für die Denkungsart und das Verhalten derer, welche durch Jesum ihrer Versöhnung mit Gott gewiß geworden waren oder noch werden würden. Wir wollen den ersten Theil jener Lehre den dogmatischen, den zweiten den moralischen Theil nennen. Wir vermeiden es hier geflissentlich, uns der sonst gewöhnlichen Ausdrücke, Glaubenslehre und Sittenlehre zu bedienen. Diese Ausdrücke können zwar dieselbe Bedeutung haben, wie jene; weil aber zu dem Fürwahrhalten der sittlichen Vorschriften auch ein gewisser Glaube gehört, und weil auf der andern Seite der dogmatische Glaube zu oft noch von dem moralischen nicht bestimmt genug unterschieden wird, so ziehen wir für den gegenwärtigen Fall den Gebrauch der genannten Fremdwörter vor. Der Unterschied jener beiden Theile der Lehre ist aber wesentlich; nicht wegen der Verschiedenheit der Begriffe derselben in einer systematischen Darstellung des Christenthums überhaupt; sondern wegen der Folgerungen, welche sich aus der näheren Betrachtung jenes Unterschiedes in Betreff dessen

ergeben, was als das Ewige, Unveränderliche und für alle Zeiten eine gleiche Gültigkeit Behauptende anerkannt werden müsse, oder was nur als bedingt gültig, nur unter Voraussetzung eines besonderen Standpunktes der menschlichen Erkenntniß, für eine besondere Stufe ihrer Fortbildung als nothwendig und wahr zu betrachten sey.

Bevor wir uns zu der Erwägung jener Folgerungen hinwenden, vergegenwärtigen wir uns die Hauptlehren der christlichen Moral in wenigen Sätzen, welche, wenn sie auch nicht überall mit den eigenen Worten Jesu oder seiner Jünger gegeben sind, doch hoffentlich keinen von dem Geiste der heiligen Schrift abweichenden Gedanken oder Ausdruck enthalten werden. Nur noch die Vorbemerkung, daß die Sittenlehre Jesu eine religiöse ist, beruhend auf und in dem Glauben an Gott. Sie beruhet auf diesem Glauben nicht nach der Vorstellungsweise älterer Zeiten, welche die Offenbarung des göttlichen Willens nur hinnahmen als ein äußerliches Gebot, sondern nach dem Bewußtseyn einer weiter entwickelten Vernunft, welche den vor ihr ausgesprochenen Willen Gottes zugleich als ihren eigenen rechten Willen erkennt, und die Wirklichkeit dieses eigenen vernünftigen Willens ohne den Aufblick zu einem heiligen Schöpfer desselben nicht zu denken vermag. Sie beruhet auf solchem Glauben eben so wenig nach der Weise unserer philosophischen Lehrgebäude, welche (ein jedes auf eigenthümliche Art und mit gleich gutem Rechte,) eine Theorie aufstellen über den logischen Zusammenhang des Gottesbegriffs und des Sittengesetzes in dem menschlichen Gemüthe, sondern nach der einfachen Zuversicht eines reinen und treuen Herzens, welches seiner selbst so gewiß ist als Gottes, und Gottes so gewiß, als seiner selbst, ohne zu fragen, wel-

che von beiden Gewißheiten ursprünglicher als die andere in dem Gemüthe, oder ob überhaupt eine von beiden eine nicht ursprüngliche, eine blos abgeleitete sey.

Folgende Sätze also mögen hinreichen, dem Leser die Lehre Jesu, welche ihm seit seiner Kindheit bekannt ist, noch einmal vor Augen zu stellen.

1) Gott ist die Liebe. Alles, was Er thut, soll nur dazu dienen, daß Er als der Alliebende von endlichen Geistern erkannt werde. Durch diese Erkenntniß führt Er die endlichen Geister zu ihrer Seligkeit, so wie Seine eigene Seligkeit nur in diesem Schaffen und Anschauen der Seligkeit anderer besteht. Er ist daher der allmächtige Gott nur zum Heile derer, welche Sein Ebenbild an sich tragen in irgend einem Grade; Er ist der Heilige, nur in so fern der Endzweck alles endlichen Daseyns ein auf Ihn und Seine Vollkommenheit sich beziehender, folglich nur ein sittlicher seyn kann. Seine Weisheit hat von Ewigkeit her den Weltgang geordnet jener unendlichen Liebe gemäß. Seine Allwissenheit umfaßt denselben in allen seinen Theilen; Sein Thun ist überall Vorsehung. Mit ewig gleicher Gerechtigkeit führt er das Schicksal der endlichen Geister ihrem höchsten Endzwecke entgegen; Er straft, nicht um zu vergelten, sondern um zu bessern. Er belohnt, nicht um ein Verdienst zu krönen, sondern aus der Fülle Seiner heiligen Liebe allein. Gnade ist in diesem Lohne, Gnade in jener Strafe, Gnade in allem, was Er uns werden läßt und uns zutheilt. Er ist der Vater und Erzieher der Menschen, Alle Seine Eigenschaften sind Erweisungen der väterlichen Liebe, welche Er selbst ist; wir nennen diese Liebe nur mit verschiedenen Namen, weil ein endlicher Geist nicht vermag, sie in ihrer heiligenden Allgewalt mit Einem Blicke zu überschauen. Daher ist es

nur die Folge von der Schwäche menschlicher Einsicht, wenn zu irgend einer Zeit geglaubt worden ist, es sey ein Widerstreit gewesen zwischen der einen oder andern Eigenschaft Gottes, oder es habe bei einem solchen Widerstreite derselben der Vermittelung durch eine dritte bedurft. Der Mensch kann sich zu einer reineren Höhe und Stärke seines Glaubens erheben, und Gott will, daß er es thue. Der Mensch kann und soll dessen völlig gewiß in sich werden, daß Gott die Liebe, die Allgewalt heiligender Liebe ist.

2) Das Reich Gottes ist ein Himmelreich, kein irdisches, kein Weltreich. Zwar ist dem Schöpfer aller Dinge Alles unterthan, und er beherrscht Himmel und Erde mit gleich unwiderstehlicher Macht. Aber für diejenigen Geschöpfe, welche Ihn als die heiligende Liebe zu erkennen vermögen, muß auch diese Liebe ihre Allherrschaft gewinnen; es müssen Gedanken wie Gottes Gedanken, Grundsätze und Erweisungen, wie sie Gottes würdig sind, ihre Seelen erfüllen. Dieß geschieht jetzt noch nicht, es kann auf der Erde nie vollkommen geschehen. Darum hat über dieser Erde und jenseit dieses Lebens das Himmelreich seine wahre Heimath. Dennoch kann und soll es auch schon hier seinen Anfang nehmen und seinen Fortgang finden. Es beginnt aber in dem inneren Menschen auf eine äußerlich unscheinbare Weise; es ist einem Senfkorne gleich, aus dessen scheinbar geringer Kraft ein weithin schattender Baum erwächst. Es ist dem Sauerteige gleich, von welchem nur ein kleines Maaß unter einen Scheffel Brodmehles gemenget wird, und welcher doch die große Masse völlig durchsäuert. Aber eben darum kann auch das Himmelreich auf der Erde äußerlich nur dann erscheinen, wenn sein Senfkorn in Vielen zum Baume herangewachsen, wenn von seinem Sauerteige

die Herzen Vieler durchdrungen sind. An sich selbst kann von ihm nicht gesagt werden, es komme mit äußerlichen Geberden, oder es sey hier oder dort auf der Erde zu finden: denn siehe, das Reich Gottes nach seinem wahren Leben ist inwendig in dem Menschen. Wohl aber kann und wird sich auf den Grund dieses Inneren auch eine äußerliche Kirche erbauen; doch nur, wo sie auf diesem Grunde ruhet, wird sie die wahre seyn.

3) Die Gewißheit des Himmelreiches hat Jesus den Menschen eröffnet. Er hat ihnen den Weg dahin gezeigt, den wahren Weg, welcher allein zu wahrem Leben, zu einem Leben in Gott führt. Einen andern Grund kann Niemand legen, als der durch ihn geleget ist, kein anderer Lehrer der Gegenwart oder Zukunft, kein anderer Gesandte Gottes aus der früheren Zeit. Denn jener Grund ist die ewige Wahrheit, deren Keim Gott selbst in das Herz des Menschen gesenket, und deren Fülle Er dem Menschensohne geoffenbaret hat. Darum muß der Mensch, um sich durch Jesum dem Himmelreiche zuführen zu lassen, auf dessen Stimme hören, und ihr gehorchen. Er muß glauben an diese Stimme. Er wird sich durch eigene Erfahrung überzeugen, daß das Wort Jesu göttliche Wahrheit und keine Erfindung menschlichen Scharf- oder Tiefsinnes sey; denn die Befolgung dieses Wortes wird ihm einen Frieden Gottes geben, welcher höher ist als alle menschliche Weisheit*), und das Reich Gottes ist ja eben nur Gerechtig-

*) In der Stelle des Briefes an die Philipper Kap. 4, V. 7., wo Luther „Vernunft" übersetzt, hat das griechische Wort eine weitere Bedeutung, als der heutige Sprachgebrauch dem Wort Vernunft giebt, und würde daher besser durch „Verständniß, Vorstellung oder Einsicht" übersetzt werden können.

keit, Friede und Freude in einem heiligen Geiste. Wer es nicht vermag oder sich nicht dazu erheben kann, der Wahrheit der Lehre Jesu auf dieses innere Zeugniß des Geistes gewiß zu werden, dem bleibt nichts übrig, als seinen Glauben auf die äußere Auctorität des göttlichen Lehrers und seiner Thaten zu gründen. Aber dieß ist nicht das Rechte für den Menschen; Jesus selbst war damit nicht zufrieden (Joh. 14, 11; 10, 37. fg.); es kann nur eine vorbereitende Stufe für die volle Erkenntniß des Geistes Jesu und seiner Lehre seyn.

4) Der Mensch, um Antheil an dem Himmelreiche zu erlangen, muß wiedergeboren werden. Die Welt (Erde), auf welcher er jetzt lebet, führt als solche ihn dem Ewigen und Unvergänglichen nicht zu. Auf ihr herrschen die Eitelkeit und die Selbstsucht, das Streben nach irdischem Vortheile und dünkelhafte Erhebung über Andere; Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen. Diese Garne umstricken den Menschen von seiner Kindheit an; er meint wohl oft, sich in ihnen heimisch fühlen, und auch dem Willen Gottes genügen zu können, äußerlich durch gutscheinende Thaten und innerlich durch einzelne fromme Gedanken oder Worte, alles dieß, auch ohne jene vermeinte Heimath verlassen zu müssen. So aber geschiehet nicht, was geschehen muß. Das vergängliche Wesen der Welt steht in einem steten Gegensatze mit dem ewigen Wesen Gottes, und darum ist dem Menschen das Gebot und die Kraft gegeben, sich von jenem zu diesem, von der Erde zum Himmel empor zu richten. Es ist nicht nöthig, daß zu dem Ende der Mensch hinweggenommen werde von der Welt, sondern nur, daß er bewahrt bleibe vor dem Uebel. Um hierbei das Seine zu thun, muß er die Sündhaftigkeit des Zustandes, in welchem sein Herz noch an dem Vergänglichen

hängt, erkennen, und was er dabei verschuldet, sich aufrichtig leid werden lassen; er muß sich mit allen Regungen und Bestrebungen seines Geistes hinwenden zu dem Einen und Höchsten über ihn; er muß nicht mehr zweien Herren dienen wollen, sondern Alles, was er denket und thut, unterordnen dem Streben nach dem Reiche Gottes. Das vornehmste und größte Gebot ist für ihn: Du sollst Gott lieben über Alles. Dieses Gebot ist der Ausdruck der rein sittlichen und zugleich ächt religiösen Gesinnung, mit welcher die Selbstsucht überwunden, der zweifache Wille im Menschen (Röm. 7, 14. ff.) sittlich geordnet wird, und der Geist Gottes allmählich zu der Alleinherrschaft in dem Gemüthe gelanget. Geschieht dieß in keinem Menschen vollkommen, weil der Wille des Fleisches aus der menschlichen Natur nicht vertilgt, sondern nur dem Gesetze des Geistes dienstbar werden soll; so ist erneuerte Buße und Umkehr nöthig, damit der Gott allein ergebene Sinn immer fester gegründet, und die Wiedergeburt immer vollkommener werde.

5) Also die nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit vor Allem und über Alles trachtende Gesinnung ist die Grundlage in der Sittenlehre Jesu und die Bedingung aller sittlichen Güte des Menschen. Aber sie soll nicht in sich verschlossen bleiben, ja sie kann dieß nicht ihrer Natur nach. Gesinnung ist überall der innerste Grund für die Bestimmungen des Willens, und der Wille geht immer über in That, positiv oder negativ, ausführend oder unterlassend. Darum an den Früchten wird zu erkennen seyn, ob der Geist aus Gott in dem Menschen wohnet, oder der Geist der Welt. Diese Früchte aber werden hervortreten in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens. Zuerst in dem Verhältnisse der Menschen zu einander. „Du sollst dei-

nen Nächsten lieben als dich selbst,“, das heißt: so wie die Gott ergebene Gesinnung in dir dich vor Allem nach dem streben heißt, was dein ewiges Heil fördert, und alles Uebrige nur als Mittel gebrauchen läßt für das Höchste und Eine was dir noth ist, eben so sollst du auch in jedem Umgange und Verkehre mit Andern alles vermeiden, was sie von dem gleichen Streben nach dem höchsten Ziele entferne oder entfernt halten, und alles thun, was sie demselben näher führen, oder das Streben danach in ihnen kräftigen kann. Denn die Menschen sind einander gleich vor Gott, so ungleich sie auch sind und seyn sollen auf der Erde. Sind sie aber vor Gott gleich, so müssen sie es auch in Deiner nach dem Willen Gottes wiedergeborenen Gesinnung seyn, und die Erweise dieser Gesinnung können nicht fehlen. Darum sagt der Apostel Johannes (1. Joh. 4, 20. fg.) in voller Wahrheit: „Wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?“ das heißt: wo wahre Menschenliebe sich noch nicht findet, da kann auch wahre Gottesliebe noch nicht in dem Herzen wohnen; diese treibt jene nothwendig hervor, und jene wird ohne diese niemals die ächte seyn. — Eben so in jedem andern Verhältnisse des Lebens, bei allem, was wir thun, es sey klein oder groß. Ueberall muß, wenn wir das vornehmste und höchste Gebot befolgen, Selbstsucht und Eitelkeit, Sucht nach irdischem Gewinn und äußerem Scheine, unserer Gesinnung völlig fremd geworden seyn; denn ein höherer Geist wirkt dann in uns und überwindet die Welt. Hierdurch allein werden wir ächte Jünger Jesu, ächte Christen.

6) Aber wenn auch an den Früchten allein der sie hervorbringende Geist erkannt werden kann, so erblicken wir in denselben doch nur, was vor Augen ist, und nie,

oder doch nur höchst selten kann der Schluß rückwärts von der Gestalt der Frucht auf die Güte des Keimes, von der Erscheinung auf den nicht erscheinenden Grund im Gemüthe mit Sicherheit gemacht werden. Darum „Richtet nicht!" Nur das Herz des Menschen kann sittlich gerichtet werden, nie die äußere That, welche zu selten ein treuer Ausdruck der sittlich freien Gesinnung ist, um von einem Andern als dem Herzenskündiger gerecht gerichtet zu werden. Dieß gilt für einen Jeden in Hinsicht auf ihn selbst, wie in Hinsicht auf sein Urtheil über Andere;*) es gilt für die bösen Thaten der Men-

---

*) Zur Vermeidung eines Mißverständnisses ist ein Unterschied zu beachten, welcher hier stattfindet: Bei den Handlungen eines Andern habe ich in den meisten Fällen blos die äußere That vor mir, und nicht die Gesinnung, aus welcher sie hervorging; wogegen ich bei meinen eigenen Handlungen mir immer der Gesinnung bewußt werden kann, welche mich dabei leitete.

Hieraus folgt, daß ich Ursache habe, bei meinem sittlichen Urtheile über mich selbst strenger zu seyn, als bei dem Urtheile über Andere, oder mit andern Worten, daß ich über mich selbst in einem Grade richten kann und soll, in welchem ich es über Andere weder vermag noch darf. Allein, dieß reicht für ein göttlich gerechtes Urtheil noch nicht hin. Denn mir erscheinen die eignen sowohl als die fremden Handlungen fast immer nur als Einzelnheiten im Leben, und nie vermag ich den psychologischen, oft sehr weit zurück sich erstreckenden Zusammenhang zu erkennen, in welchem die gegenwärtige That mit ihren frühesten und ersten Veranlassungen in der Geschichte eines menschlichen Gemüthes steht. Ohne diesen Zusammenhang aber, welcher die Schuld oder das Verdienst des Menschen bald erhöht, bald vermindert, kann ein völlig gerechtes Endurtheil über dessen sittlichen Werth oder Unwerth nicht gefällt werden.

schen, wie für die guten. Weder für sich selbst noch für Andere kann ein Mensch das Maaß der Schuld bestimmen, oder des Verdienstes; gewiß trägt ein Jeder das zwiefache Maaß in sich, aber die Waage hält nur Gott in seiner Hand. Darum Demuth vor Gott und Bescheidenheit vor den Menschen! Beides geziemt einem Jeden, dem Hohen wie dem Niedern, dem Reichbegabten wie dem Armen am Geiste; denn sie alle sollen sich als Kinder Eines Vaters im Himmel fühlen und bewähren, und die rein kindliche Gesinnung gegen Gott kann allein sie erheben über den Geist der Welt und sie einführen in das Reich der ewigen Wahrheit und Liebe.

In diesen Sätzen erkennen wir das Wesen der Sittenlehre Jesu, und was ihnen widerspräche, würde nicht als ewige Wahrheit in unserem Gemüthe wiederhallen, würde auch nicht als aus dem göttlichen Geiste in Jesu geflossen erkannt werden können. Jesus selbst hat diese Lehren nicht in systematisch geordneter Weise ausgesprochen, aber überall im Zusammenhange mit den Belehrungen über seine That als Erlöser und Versöhner der Welt; auch nicht in abstracten Sätzen, sondern in der Allen verständlichen Sprache des schlichten Verstandes und Herzens, und großen Theiles in Gleichnissen und Bildern, insbesondere, wo es darauf ankam, das Fundament aller sittlichen Güte, die reine Gesinnung, seinen Zuhörern, anschaulich zu machen. Beides war nothwendig bedingt durch den Bildungsgrad und den sittlich religiösen Standpunkt seines Volkes, selbst seiner Jünger.

Die Offenbarung Gottes in Christo ist demnach diejenige göttliche That, durch welche den Menschen ihre Versöhnung mit Gott gewiß geworden, die Befreiung

von den Lasten, welche in Betreff dieser Versöhnung ihren Geist niederbeugten, ihnen zugesichert, und der einzige Weg, auf welchem sie Gott mit kindlicher Freudigkeit im Geiste und in der Wahrheit dienen könnten, durch Wort und Vorbild gezeigt worden ist. Wir haben oben (S. 90.) gesagt, durch Jesum sey das Judenthum verklärt, das Heidenthum gestürzt worden. Wir müssen diese Worte hier wiederholen. Das Heidenthum konnte nicht blos verklärt, sondern es mußte in seinem innersten Principe vernichtet werden. Dieß ist nun zwar bis jetzt noch nicht völlig geschehen; äußerlich nicht, denn es giebt der heidnischen Völker noch viele; auch innerlich nicht ganz, denn auch unter denen, welche christlich getauft worden, findet sich noch mancher, welcher zwar nicht den Götzen eines außerchristlichen Cultus, wohl aber irgend einem Abgotte seines noch ungeläuterten Sinnes dient. Aber der Grund ist gelegt, daß jegliches Heidenthum zu seiner Zeit von der Erde verschwinde. Denn wo irgend das christliche Princip in die Seele eines Menschen gedrungen ist, da kann nur Einer als Gott verehrt, da kann nur Er über Alles geliebt werden. — Anders das Judenthum. Dieses konnte und sollte nicht gestürzt, nur verklärt werden. In dem Judenthume lagen bereits die Keime der reinen Religion, welche sich aus ihm durch den Messias entwickelt haben. Diese Keime waren der Glaube an Einen Gott, das Gebot der Liebe, und die Hoffnung dereinstiger Erlösung von dem Drucke der Sünde und des Schicksals. Aber es waren nur Keime. Der Glaube an den Gott Abrahams mußte zu dem Glauben an den Vater aller Menschen geläutert, das Gebot der Liebe mußte zu einem das ganze Leben neu gestaltenden Grundtriebe erweitert, die Hoffnung auf eine beseligende Zukunft mußte zu der

Gewißheit ihrer Erfüllung in der Gegenwart und zu der Zuversicht ihrer ewigen Geltung erhoben werden. Dieß alles hat Jesus gethan, Moses und die Propheten sind durch ihn erfüllt, ihr Gesetz ist verklärt worden.

Wenn an die Urkunden und den Inhalt dieser Lehre die Wissenschaft prüfend herangehet, wie sie dazu das Recht und die Pflicht hat, so muß sie von zwei Seiten her zum Werke schreiten, von Seiten der Geschichte und der Philosophie. Zuerst die Geschichte. Das Christenthum ist erschienen in der Zeit und hat sich daher nothwendig angeschlossen an seine Vorzeit. Nothwendig sind daher die Ansichten dieser Vorzeit und die Sprache derselben, die Ausdrucksweise ihrer Begriffe auf dasselbe übergegangen. Die Geschichtsforschung hat zu ermitteln, wie dieß geschehen sey, durch Erkenntniß der Sprachen und Sitten jener älteren Welt und des eigenthümlichen Geistes, welcher die Ansicht und Redeweise desselben hervortrieb. Die bisherige Erfahrung hat gelehrt, daß für die Geschichte noch manches Problem unaufgelöst bleibt, und es ist zu vermuthen, daß zu keiner Zeit alle gelös't werden können. Dessen ungeachtet ist die Arbeit fortzusetzen, und ihre letzte Gränze kann Niemand vorzeichnen. Jeder historisch gesicherte Fortschritt aber ist für einen Fortschritt in der Erkenntniß des Christenthumes zu halten, denn die Schriften des Alten Bundes dürfen in unserer Bibel nicht fehlen, und die Bücher des Neuen Testamentes geben ohne die Geschichte und Lehre des Alten keinen deutlichen Sinn.

Aber die geschichtliche Forschung allein genügt nicht, denn die vernünftige Prüfung des Gegebenen hat zu ihrem Gegenstande auch die innere Wahrheit der Lehre. Diese wissenschaftlich zu erkennen ist Aufgabe der Philosophie. Die Philosophie soll erkennen helfen, welche

christliche Lehren in dem religiösen Bewußtseyn des Menschen nothwendig, d. h. unabhängig von Zeit und Ort und Form ihres ersten Bekanntwerdens, begründet sind, und soll unterscheiden helfen dasjenige, worin das Christenthum sich nur als historische und zeitgemäße Fortentwickelung der schon vor ihm, aber nur unvollkommen und bildlich erkannten Wahrheit gezeigt hat. Hierbei nun legt die Natur des menschlichen Geistes der Erreichung des Zweckes eine eigenthümliche Schwierigkeit in den Weg. Es giebt zwei Hauptgattungen der Philosophie. Die eine geht von der Beobachtung des äußerlich und innerlich Wirklichen aus, und ihre Betrachtung hält sich überall innerhalb der Schranken, welche das in der Erfahrung Gegebene als solches ihr setzet, bis dahin, wo ihr Wissen sich zu dem Glauben erhebt, und sich durch Religiosität der Erkenntniß vollendet. Die andere Richtung der Philosophie geht entweder schon in ihrem Beginnen oder doch bald nach ihrer ersten Vorbereitung, über den Kreis und die Schranken der Erfahrung hinaus, bewegt sich in dem Gebiete reiner Begriffe und hat die Ueberzeugung, aus der absoluten Kraft und Gültigkeit jener Begriffe, unabhängig von aller Erfahrung ermitteln und nachweisen zu können, was der bloßen Beobachtung als ein dem denkenden Geiste Entgegengesetztes und für ihn Unüberwindliches erscheint. Von Seiten dieser in mehrfach unterschiedene Richtungen sich verbreitenden Philosophie wird in der Regel jene andere, welche auf Beobachtung fußet; gar nicht anerkannt als Philosophie. Wir können dieß hier geschehen lassen, denn der Standpunkt unserer Betrachtungen erfordert gegenwärtig nicht, daß wir hinaus gehen in die Gebiete der historischen Forschung, oder uns versenken in die Tiefen des philosophischen Wissens. Unsere Absicht ist nur,

hier anzudeuten, was die freie Forschung des menschlichen Geistes auch in Hinsicht auf das Christenthum sich zum Ziele zu setzen hat, wenn der Glaube an dessen Wahrheit und Göttlichkeit nicht ein bloß überlieferter und seines inneren Grundes sich nur wenig bewußter, sondern wenn er ein im Geiste bewährter, Verstand und Herz gleichmäßig durchdringender und hierdurch ein wahrhaft vernünftiger, lebendiger Glaube werden soll.

Je dringender die Fragen der Wissenschaft aufgeworfen, und je ernstlicher die Antworten auf dieselben gesucht werden, desto näher tritt einem Jeden der Gedanke an den Einfluß, welchen die Resultate der wissenschaftlichen Forschung auf den Gesammtinhalt der christlichen Wahrheit, theils bis jetzt gehabt haben, theils in der Folgezeit gewinnen werden. Achtzehnhundert Jahre sind seit dem apostolischen Zeitalter verflossen; das Christenthum ist in seinen einzelnen Lehren und Formen nicht geblieben, was es Anfangs war; es ist vielfach erläutert und wissenschaftlich bearbeitet, es ist oft entstellt und entwürdigt, es ist auch, vorzüglich zu Luthers Zeit, in seiner Reinheit wieder herzustellen versucht worden. Ob diese Versuche völlig gelungen, ob der Wissenschaft nicht noch neue Siege über Irrthum und Meinung vorbehalten seyen, ob der Geist, welcher am ersten Pfingstfeste die Jünger erleuchtete, sich nicht auch in späterer Zeit wirksam erweisen und die Bekenner Christi in alle Wahrheit leiten werde, dieß ist die Frage. Und darum darf und muß unser Blick sich von dem, was durch Jesum wirklich geworden, noch hinauswenden nach dem, was durch ihn für spätere Geschlechter zu erwarten war und ist, zu der Offenbarung Gottes nach der Zeit Jesu.

C. Die Offenbarung nach der Zeit Jesu.

Zuvor ein kurzer Ueberblick der Gedankenreihe, welche zu der jetzt noch übrigen Betrachtung geleitet hat.

In einem vorstehenden Abschnitte ist die Sünde des Menschen als ein Hemmniß der göttlichen Offenbarung dargestellt worden. Der Sinn hiervon war, in Beziehung auf die Juden sowohl als auf die Heiden, folgender. Zuerst unter Heiden verstehe ich alle diejenigen Völker und Individuen, welche den Glauben an Einen Gott noch nicht gefunden hatten, und daher von dem Wesen dieses Einen und Höchsten irgend eine der Wahrheit nahe liegende oder dieselbe theilweise enthaltende Vorstellung nicht haben konnten. Wenn in diesen das Bewußtseyn ihrer Sündhaftigkeit, d. h. ihrer sittlichen Mängel und Fehler noch wenig erwacht war, so konnte ihr Bestreben, sich der Gunst der von ihnen göttlich verehrten Wesen zu versichern, nur auf die besonderen Verhältnisse gerichtet seyn, in welchen sie sich zu jenen Gottheiten dachten. Dieser noch sehr tiefe Standpunkt ihres Geistes machte sie daher für jede wahre Offenbarung über Gott und seinen Willen noch ganz unempfänglich; ihre Tempel, ihre Opfer und Gelübde, alle Formen ihres Cultus beweisen dieß. — Nicht viel besser indessen, wenn in den Heiden das Bewußtseyn ihrer Sündhaftigkeit lebendiger geworden, und von dem Gedanken eines unwiderstehlich feindseligen Schicksals bis zu dem Gefühle eigener Schuld und gerechter Strafe gesteigert worden war. Auf diesem Standpunkte zeigte sich ihnen zwar eben so wenig wie vorher ein sicheres Mittel, wodurch sie von der gerechten Strafe und der sie herbei ziehenden Sünde hätten befreit werden mögen; aber sie waren doch so weit gelangt, daß, dafern sie nur zu dem Mo-

notheismus hingewendet werden konnten, die Bekanntmachung eines solchen Mittels Eingang in ihr Gemüth finden, und sie für den wahren Glauben gewinnen mußte. Dieß ist durch die Lehre von Jesu Christo geschehen; man vergleiche beispielsweise die Rede des Apostels Paulus an die Athener, Apostelgesch. 17, 22. ff.

Sodann die Juden. Unter diesen war die Verehrung des wahren Gottes fest begründet; aber die einseitigen Vorstellungen, welche unter ihnen theils von den Eigenschaften und dem Willen dieses Gottes, theils von dem Ursprunge und der Natur der Sünde herrschend geblieben waren, hielten sie doch von der Erkenntniß des einzig sicheren und ewig wirksamen Mittels zurück, durch welches auch der Sünder der göttlichen Gnade theilhaft werden und bleiben könnte. Sie vermochten nur, erleuchtet von dem Funken der Wahrheit in ihrem Glauben an Gott, die Darreichung einer helfenden Hand von oben zu erwarten, durch deren Vermittelung der gerechte Zorn gegen den Sünder gestillt, und die verletzte Heiligkeit wieder hergestellt werden könnte. Sie erwarteten den Messias. In wie ungleichem Lichte jedoch dieser Messias im Voraus erblickt wurde, dieß berichten nicht nur die heiligen Schriften selbst, sondern es zeigt sich auch darin, daß noch lange nach seiner Erscheinung der gekreuzigte Christus (1. Cor. 1, 23.) den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit geblieben ist.

Dennoch ist dieser Gekreuzigte der wahre Messias gewesen, und durch ihn hat die Sünde aufgehört, ein Hemmniß der göttlichen Offenbarung zu bleiben. Er zeigte durch seine Lehre und beglaubigte durch seine That, daß Gott dem Sünder gnädig seyn könne und wolle. Er erlösete hierdurch die Menschen von der Sünde; nicht indem er dieselbe aus der menschlichen Seele entfernte

denn dieß wollte und vermochte er nicht,) sondern nur, indem er das Bewußtseyn der Sünde und Schuld unter einen andern als den jüdischen Gesichtspunkt stellte, und die Idee Gottes anders als nach jüdischer Weise fassen und festhalten lehrte. Hierzu hat Jesus den Weg gezeigt. Wer diesen Weg findet und wandelt, für den erhält auch der Gedanke einer göttlichen Offenbarung nach der Zeit Jesu seine volle Bedeutung. Jetzt nun weiter auf diesem Wege.

Bis zur allgemeinen Anerkennung einer Offenbarung nach der Zeit Jesu ist es noch nicht gekommen. Jeder einzelne Christ zwar vermag sich an der Hand Jesu, vermittelst eines richtigen Verständnisses der heiligen Schrift, zu einem völlig gereinigten Glauben und einer im Leben sich bethätigenden Liebe hinzufinden; die Christenwelt im Ganzen aber steht diesem Ziele noch fern. Viel müßte noch geschehen im Aeußern und Innern, damit jenes Ziel von Allen erkannt und gewollt würde.

Jesus selbst hat auf dieses Ziel mehrfach hingewiesen, die Anbetung im Geiste, das Reich Gottes auf Erden konnte er nur als herbeikommend, nur als in der ersten Entwickelung eines Keimes gegenwärtig, darstellen, und sein „Vater Unser" heißt uns täglich bitten: „Zu uns komme dein Reich." Auch seinen Jüngern, die er doch gewiß über Manches belehrt hatte, wovon ihre Berichte schweigen, hatte Jesus noch Vieles zu sagen, was sie damals noch nicht tragen konnten (Joh. 16, 12—14.). Darum verhieß er ihnen den Geist, der sie in alle Wahrheit leiten sollte. Von diesem Geiste sagte er, derselbe werde Ihn verklären (Joh. 16, 14.), d. h. den ganzen Sinn und den ganzen hohen Endzweck der Sendung Jesu für die künftigen Geschlechter der Menschen ihnen deutlich werden lassen; er sagt ferner, jener Geist werde

es von dem Geiste Jesu selbst entnehmen, was er verkündigen werde, d. h. es die Jünger erkennen lassen, als übereinstimmend mit dessen eigener Lehre und deren Geiste. Es mag unentschieden bleiben, ob Jesus bei jener Zusicherung des verklärenden und läuternden Gottesgeistes blos seine nächsten Jünger im Auge gehabt, oder seinen prophetischen Blick auch über die späteren Zeitalter des Menschengeschlechtes erweitert habe. Gar Manches in den Worten Jesu hierüber spricht für die letztere Meinung. Aber wenn dem auch nicht so wäre, so würde schon der im Laufe der Zeit hervortretende Unterschied dessen, was in dem biblischen Christenthume ein Ueberschwengliches und was ein Menschliches ist, der wesentliche Unterschied dessen, was in ihm als That zur Versöhnung der Schuld und was als Lehre zum Aufbau des Reiches Gottes erscheint, dieß allein schon würde eine Fortentwickelung der christlichen Wahrheit fordern, welche das apostolische Zeitalter noch nicht in sich aufgenommen hatte.

Aber eine solche Fortentwickelung sollte nicht von einem Individuum, nicht von einem abermaligen Gesandten Gottes, ähnlich den bisher erschienenen, erwartet werden, und wir dürfen hinzusetzen, sie konnte es auch nicht. Denn nicht auf eine erneuerte Berichtigung oder abermalige Umgestaltung der religiösen und sittlichen Grundbegriffe kam es hierbei an, diese waren aus dem Munde und Leben Jesu in einer Vollkommenheit hervorgegangen, welche von keiner Folgezeit übertroffen worden ist, noch übertroffen werden kann. Vielmehr ist die Rede nur von einer fortbildenden Entwickelung des Menschengeistes im Ganzen, welche zunächst zwar ihren Sitz in den Gebieten allgemeiner Wissenschaft hat, und nur von dorther ihren Einfluß auch auf das Gebiet der

Religion erstrecket, aber eben dadurch auch zu einer Läuterung des religiösen Glaubens dienen kann und soll.

Diese Entwickelung ist nicht das Werk einer einzelnen Person oder einer besonderen Zeit; um sie zu fördern, hat Gott nie wieder besonders und wundervoll ausgereifete Boten gesendet, wie vordem; an ihr haben seit Christo fast zu aller Zeit in den verschiedensten Völkern die verschiedensten Individuen gearbeitet; sie ist der fortschreitende Gang der Vorsehung Gottes, und hat ihr Ziel noch nicht erreicht.

Könnte Jemand den Einfluß bezweifeln, welchen die menschliche Wissenschaft auf das Christenthum und dessen Verständniß gehabt hat und noch fortfährt zu äußern? Man denke an die Fortschritte in der Geschichte und der Naturkunde, in der Mathematik und der Philosophie. Man erwäge, wie tiefere Kunde der alten Welt, der ostasiatischen Völker und der ägyptischen Hieroglyphen auf Zeitrechnung und Geschichte der Menschheit gewirkt, wie die Erkenntniß der Naturgesetze in jeder Sphäre die Vorstellungen von der in den Dingen waltenden Kraft, und wenn diese zuletzt Gottes Kraft ist, von dem Walten Gottes in der Welt berichtiget, wie endlich die gründlichere Selbsterkenntniß des Menschen ihn über das wahre Wesen, Vermögen und Bedürfniß seines Geistes belehrt hat. In jeder einzelnen dieser Richtungen wird der besonnene Denker die Macht nicht verkennen, von welcher auch der religiöse Glaube hier neues Licht, dort neue Nahrung erhalten hat und ferner erhalten wird. Es könnte als ein Geringes erscheinen, daß z. B. die Vorstellungen der alten Zeit von Himmel und Erde von Grund aus andere geworden sind, und wir die Welt als ein Ganzes denken gelernt haben, dessen Unendlichkeit in Raum und Zeit uns fast weniger unbegreiflich erschei-

net, als die Einbildung einer letzten Gränze ihrer Ausdehnung und ihrer Dauer. Aber diese so berichtigte Vorstellung von der äußeren Welt hat eine Umbildung der Begriffe von Oben und Unten, von Himmel und Erde, von Diesseits und Jenseits zur Folge, welche, wenn auch an sich nur von naturwissenschaftlichem Gehalte, doch mit den religiösen Begriffen von der Bestimmung des Menschen für die Gegenwart und Zukunft nahe verwandt sind. Die bisher gewonnenen Resultate der aus Selbstbeobachtung des Geistes hervorgehenden Wissenschaft geben dafür einen ähnlichen Beleg. Die Ueberzeugung von dem Daseyn Gottes und von der Vorsehung, von den sittlichen Gesetzen und der Freiheit des Geistes zu deren Befolgung, von der Unsterblichkeit und der Vergeltung, ist durch die Nachforschung über Natur und Wesen des menschlichen Geistes so befestiget worden, daß ein Jeder, in welchem sie zur Reife gekommen, an den Wahrheiten der allgemeinen Religion nicht auf Grund einer äußeren Versicherung oder Auctorität festhält, sondern allein auf Grund eines in ihm entwickelten Bewußtseyns auf das Zeugniß des Geistes in ihm selbst.

Man kann hiergegen nicht einwenden, daß, alles hier Behauptete zugegeben, doch nur sehr Wenige dieses Geistes, dieser Erkenntniß, theilhaft geworden sind und werden können. Was man so saget, ist völlig wahr, aber es ist kein Einwand. Denn auch der Geist der älteren Offenbarung ward nur Wenigen zu Theil; die Geschichte nennt uns nur Einen Moses, nur wenige Propheten, nur Einen Christus. Aber von diesen Wenigen ist zu jeder Zeit das Licht der religiösen Erkenntniß ausgeströmt über die Mitwelt und Nachwelt; es hat zwar selten den einzelnen Empfänger in gleichem Grade erleuchtet, wie den, von welchem es ausgegangen war;

aber es hat doch, wie die Strahlen der Sonne auf die Producte des Landes, so gleichsam organisch und organisirend eingewirkt auf die Ansichten der Einzelnen von Natur, Menschheit und Gott, und immer eine spätere Zeit herangefördert, welche in irgend einem Stücke über die frühere hinausragte. Dieß ist ganz vorzüglich in unseren Tagen der Fall. Die jetzt so allgemein sich kund thuende Theilnahme an den religiösen Fragen der Zeit hat ihren Grnnd zu einem nicht geringen Theile in der weiten Verbreitung von Begriffen aus den Gebieten der Wissenschaft aller Art durch mündlichen und schriftlichen Unterricht. Diese Begriffe haben zwar in den Einzelnen nicht selbst wissenschaftliche Klarheit und Form; aber sie regen nur um desto mehr den Trieb nach Erkenntniß an; das bisher Erkannte genügt nicht, man strebt nach einem Andern und Bessern, oft ohne in dem bisher Erkannten das Wahre und Gute gefunden zu haben, welches darin verborgen lag. Dieser Trieb des Geistes nach Erweiterung, Entfesselung, Freiheit und Licht führt leicht auf Abwege, denn er regt sich anfangs noch ohne die Leitung eines höheren Gesetzes. Aber ihm gebührt auch Anerkennung und Befriedigung, denn er stammt nicht aus der Willkühr, sondern aus der Natur, er ist nicht ein Geist der Lüge und Sünde, sondern ein Geist der Ahnung ewiger Wahrheit und Vollkommenheit. Und wo er sich als solchen bewährt, da dürfen auch seine Erzeugnisse in der menschlichen Seele eine Offenbarung Gottes genannt werden.

Doch diesen Geist mit sicherem Blicke zu erkennen, ist die große Aufgabe der Zeit, insbesondere der Gegenwart. Und dieß ganz vorzüglich, wenn behauptet wird, daß er nicht ohne Antheil an jenem Geiste bleiben solle, welchen Jesus seinen Bekennern verhieß; eine Behauptung,

welche durch die Art, wie sie bisweilen ausgesprochen worden, manchem Wohlgesinnten gerechten Anstoß gegeben, eben so gewiß aber manche ungerechte Deutung von Seiten derer erfahren hat, welchen die Gesetze der Natur und Entwickelung des Geistes noch fremd sind.

Man hat den Geist, von welchem man die Fortbildung religiöser Wahrheit bis zur klarsten Erkenntniß des Wesens christlicher Lehre und der Person ihres Stifters erwartete, den Geist der Zeit, den Geist der Menschheit genannt. Geist der Menschheit ist er ohne Zweifel; er hat nur darzuthun, daß er ihr rechter Geist sey, d. h. derjenige, welchen der Schöpfer selbst aus dem in sie gelegten Grunde herausbilden will. Eben so gewiß ist er auch, wo er sich reget, ein Geist der Zeit, und zwar ihr guter Geist; aber auch in dieser Beziehung hat er diese seine Güte und Wahrheit zu beweisen durch den Gehalt seiner Früchte in Wort und That. In jedem Augenblicke, wo er von sich zu zeugen vorgiebt, bei jeder neuen Erkenntniß, durch welche er das Reich der Wahrheit zu erweitern behauptet, ergehet diese Forderung an ihn. Denn ihn als ein bloßes Fortschreiten der geistigen Entwickelung ins Unendliche zu beschreiben, ist ein ganz leerer Gedanke. Wohin führt zuletzt ein solches Fortschreiten, angenommen, daß es kein Täuschendes sey? Zu gar keinem Ziele. Dann liegt auch in ihm kein wahrer Gewinn. Oder wenn irgend ein Endpunkt für dasselbe genannt, ja auch nur als Ideal gedacht werden soll, so muß man der wirklichen Annäherung zu jenem Letzten und Höchsten auf jedem Punkte des Fortschrittes gewiß werden können. Ein Kriterium also muß gegeben, ein Maaßstab zur Beurtheilung der Geistesbewegungen muß aufzufinden seyn, damit wir gewiß werden, ob der Geist, welcher aus dem Menschen redet,

von Gott ist, ob die Bahn, welche er sich ebnet, in Wahrheit vorwärts und aufwärts führt, oder nur abwärts zur Seite, oder gar rückwärts.

Das gesuchte Kriterium ist dieses: Jede Lehre, welche einen wirklichen Fortschritt der Menschheit zu bezeichnen oder herbeizuführen vermeinet, muß ewige Wahrheit enthalten. Dieses Kriterium, angewendet auf religiöse Erkenntniß, führt zu der zweiten Forderung, welche in der ersten schon mitbegriffen ist, daß der Glaube rein auf sittlicher Basis ruhe, weil nur dann auch in ihm ewige Wahrheit gegeben ist. Dieß ist noch näher zu erörtern.

Woran erkenne ich in einer Wahrheit, welche ich besitze, das Ewige, von welchem sie hier benannt wird? Ich antworte: Zuerst daran, daß sie, sobald sie deutlich erkannt wird, sich mir mit einer unabweislichen Nothwendigkeit aufdringt, zu Folge welcher ich von jedem Andern erwarte und fordere, daß er sie unter gleichen Bedingungen in derselben Nothwendigkeit erkenne. Unmittelbar dringt sich mir ihr Inhalt mit dieser Nothwendigkeit auf, und wiederholte Versuche und Prüfungen überzeugen mich, daß dem Denken derselben weder ein Phantasiebild zum Grunde liege, welchem ich mich trüglicher Weise hingebe, noch irgend eine andre Voraussetzung, aus welcher ich etwa durch bloße Schlüsse ableite, was in ihr das Nöthigende für mich ist. — Sodann offenbart sich mir die ewige Wahrheit dadurch, daß sie in näherer oder entfernterer Beziehung auf eine Einheit stehet, oder die Einheit selbst ausspricht, welche alles Daseyn umfasset, und alle Erkenntniß zu einem Ganzen verbindet, hindeutend hierdurch auf die eine Quelle, aus welcher sie stammt. Will man den Begriff solcher Einheit die Idee nennen, so wird man finden,

daß sich der Vorstellung derselben ein Phantasiebild anschließt, welches das Ideal heißen mag. Aber die nähere Beobachtung lehrt bald, daß nicht dieses Phantasiebild die ewige Wahrheit selbst ist, sondern diese vielmehr ihr Wesen lediglich in ihrer Beziehung auf jene höchste Einheit, in ihrer eigenen Unendlichkeit hat, und daher auch durch keinen Begriff des Verstandes erschöpfend dargestellt wird. Endlich thut sich das ewig Wahre auch dadurch kund, daß es, deutlich gedacht und tief im Gemüthe erwogen, auf die ganze Sphäre seines Bereichs, ja auf das ganze Leben des Menschen, eine Wirkung ausübt, eine Richtung ihm giebt, welche den Geist fest hält, und, wenn er ihr treu bleibt, allen seinen weiteren Forschungen Regel und Norm giebt.

Es ist nicht leicht für den Menschen, des Ewigen sich bewußt zu werden, welches in dem Wahren, was er erkennt, verborgen liegt. Beispiele dafür enthält jede Wissenschaft, welche auf Vernunftgesetzen beruht; am Leichtesten erkennbar wird es an der religiösen und sittlichen Wahrheit, von welcher wir sogleich weiter zu sprechen haben. Sollte übrigens der Ausdruck „ewige Wahrheit," ein Bedenken erregen, weil er selbst als bildlich oder auch als entlehnt von der Form des Zeitlichen erscheinet; so wollen wir von ihm den Blick weiter dahin richten, wo jede Veränderung, welche dem Zeitlich-Dauernden anhängt, verschwindet, wollen ihn richten auf das Unveränderliche, den Grund und Quell alles Daseyns und aller Erkenntniß, auf den Einen selbst, auf Gott. Ewige Wahrheit wird dann göttliche Wahrheit seyn. Unser Wissen und unser Leben kann nur gewinnen, wenn die ewige Wahrheit in diesem Sinne erkannt wird.

Es ist vorhin behauptet worden, daß die fortschreitende menschliche Erkenntniß, wenn sie in religiöser Beziehung stehe, als Eigenthum des guten Geistes der Menschheit insbesondere noch daran erkannt werde, daß ihre Basis Sittlichkeit sey. Daß überall in wahrer Religion und ächter Moral ewige Wahrheit herrsche, wird von Niemand in Abrede gestellt; aber Manchem fällt noch schwer, sich zu überzeugen, daß wirklich in dem sittlichen Bewußtseyn, und Charakter, und nur in ihm, der Quell der Erkenntniß des ewig Wahren überhaupt für den denkenden Menschen zu finden sey. Den Grund dieser Schwierigkeit finde ich in der Beschränktheit, in welcher gewöhnlich die sittlichen und religiösen Ideen gefaßt, und auf das Leben bezogen werden.

Bisher haben Moral und Religion abgeschlossene Gebiete der Erkenntniß eingenommen, in welchen die Vorschriften hier für den Glauben, dort für die Gesinnung und das Handeln, systematisch zusammengestellt wurden. Für die Wissenschaft war dieß untadelig und für den Geist ein Bedürfniß. Aber bei der Art, wie es geschah, durfte in den Gebieten anderer Erkenntnisse nicht mit Unrecht gesagt werden, hier sey von Religion oder von Moral nicht die Rede, hier handle es sich um etwas ganz Anderes. Diese Art der Trennung, dieses gegenseitige und besonders von Seiten der Naturwissenschaft hervorgetretene Abgränzen der theoretischen Erkenntniß von der practischen und religiösen wird aufhören irgend eine Bedeutung außerhalb der logischen Form des Systemes zu haben, sobald das Bewußtseyn dessen, was ewige Wahrheit genannt zu werden verdienet, in dem Geiste der Menschen zu voller Klarheit gelangt seyn wird. Denn so wie wir in diesem Geiste eine Einheit seiner Kraft, seiner Bestimmung, seines Verhältnisses zu

Welt und Gott anzuerkennen uns nicht weigern, so muß diese Einheit auch in dem ganzen Leben des Geistes ihre schöpferisch umbildende Macht an den Tag legen, sobald die Oberherrschaft ihres Begriffes auch zur Oberherrschaft in dem Thun des Geistes geworden ist. Was ist dann Sittlichkeit? Nicht mehr ein bloßer Inbegriff von Vorschriften und Maximen für die besonderen Verhältnisse und Zwecke des Lebens, sondern sie ist der Grundtrieb des Geistes, der ihm in allen seinem Denken und Thun die der Selbstsucht entgegengesetzte Richtung auf das Vollkommene giebt, dessen Einheit in Gott ist. Was ist Religion? Nicht mehr ein bloßer Inbegriff von Glaubenssätzen und von Pflichten gegen den Herrn und Regierer aller Dinge, sondern sie ist eine dauernde Richtung des Geistes und des Gemüthes auf den absoluten Geist über allem Endlichen; sie ist das völlige Eintreten der Freiheit in ihre Herrschaft über die Natur; wodurch jede Erkenntniß in eine Beziehung auf ein Ueberirdisches gesetzt, jedes Wissen geweiht und geheiligt wird. Alles Wissen und Thun des Menschen muß von religiösem Geiste durchdrungen werden und von ihm zeugen. Wo ein solches Leben gelebt wird, da ist die ewige Wahrheit ans Licht getreten; wo es gelebt wird, da sind Sittlichkeit und Religiosität seine Träger; wo aber die Menschheit auf diesen Mächten ruhet, da ist auch keiner ihrer Fortschritte ein täuschender, sondern in ihr schaffet und wirket der Geist aus Gott.

Wir nennen nun das allmähliche Durchbrechen der ewigen Wahrheit in dem Geiste des Menschen eine Offenbarung Gottes, und wir thun nicht Unrecht daran, denn alle gute Gabe kömmt von oben herab, von

dem Vater des Lichtes; und wenn wir überall in Gott leben und sind, so dürfen wir uns Ihm gewiß dann am nächsten denken, wenn wir die ewige Wahrheit, welche zu erkennen Er uns die Kraft gab, als Seine Wahrheit erkennen und von Ihm sie ableiten. Aber wir unterscheiden diese Offenbarung als angehörig den Zeiten nach Jesu Erscheinung von jener, welche uns durch ihn gegeben worden ist. Hier dringt sich die Frage auf, in welches Verhältniß wir die eine zur andern stellen. Halten wir die Offenbarung nach Jesu Zeit für eine ganz neue? Stellen wir sie wohl gar über die christliche? Oder wenn dieß nicht der Fall ist, welchen Grund haben wir, sie als von jener verschieden zu betrachten? Gefährden wir dadurch nicht die Auctorität der göttlichen Lehre Jesu? Werden wir uns nicht befugt glauben, die Urkunden dieser Lehre und mit ihnen bald auch sie selbst aus der Hand zu legen, sobald wir uns bedünken lassen, daß die vermeintlich neueste Offenbarung herbeigekommen sey? Womit möchte ein solches Beginnen gerechtfertiget werden?

Alle diese und ähnliche Fragen werden jetzt täglich aufgeworfen bei den Verwirrungen in den religiösen Meinungen und Tendenzen unserer Zeit, und eine genügende Antwort auf sie, eine in jeder Beziehung genügende, ist noch nicht gegeben worden. Ich gebe sie hier in meiner Weise, und hoffe, nicht ohne Beitrag zur Verständigung.

1. Die Offenbarung Gottes nach Christo ist von derjenigen, welche Christus selbst uns gegeben, nach ihrem Principe sowohl als nach der Art ihrer Mittheilung, nicht zu trennen. Ihr geschichtlicher Zusammenhang mit jener erscheint ganz analog dem Zusammenhange der Offenbarung durch Christum mit der

früheren durch Moses und die Propheten. Sowie in der Erkenntniß und Verehrung Gottes bei den Israeliten und andern Völkern noch manche Vorstellungen unberichtiget, manche Zweifel des Geistes und Herzens ungehoben geblieben waren, über welche zu seiner Zeit der von Gott erwartete Messias das Licht verbreiten sollte und verbreitet hat; ebenso ließ die persönliche Erscheinung dieses Messias, seine That und seine Lehre, noch Einiges übrig, zu dessen reiner Erkenntniß erst ein gereifterer Geist in späterer Zukunft sich erheben konnte. Dieß wußte Jesus. Darum sicherte er seinen Jüngern den heiligen Geist zu, welchen der Vater nach ihm senden würde. Er sagt (Joh. 16, 7. vergl. 13. 14.): „Es ist euch gut, daß ich hingehe; denn so ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch." Der Sinn ist: So lange ich persönlich mit euch wandele, so glaubt ihr meinem Worte um der Liebe und des Vertrauens willen; welches zu mir zu fassen Gott euch gegeben hat. Dabei aber soll es nicht bleiben. Die Wahrheit, welche jetzt in euch feststeht, könnte nach meiner sichtbaren Entfernung von euch, bei der Schwäche eures Geistes, durch die feindlichen Ereignisse des Lebens wankend werden; und noch weit mehr wäre dieß für alle diejenigen zu befürchten, welche in späteren Jahrhunderten von mir und meinem Werke nur hören und lesen werden, ohne mich selbst gekannt zu haben, wie ihr mich kennet. Dazu nun, daß dieses nicht geschehe, wird euch mein himmlischer Vater den Geist senden, welcher euren Glauben befestigen und läutern, mich in euerem Geiste verklären, auch auf die nach euch Kommenden übergehen, und Manches, was zukünftig und euch jetzt noch dunkel ist, euch und ihnen verkündigen wird. Aber von dem Meinen wird er es nehmen; gestützt auf die

Kraft jenes Geistes werdet ihr in den Geist meines Wortes nur immer tiefer eindringen, werdet an die Wahrheit desselben um seines eigenen Inhalts willen glauben, nicht blos deswegen, weil Ich es euch gelehrt habe. Schon jetzt habt ihr gefühlt, daß es Worte des ewigen Lebens sind, welche ihr von mir empfinget.“

2. Wenn nun auf diese Weise die Offenbarung durch die Person in die Gewißheit einer Offenbarung durch den Geist überging, so gewann hierdurch der religiöse Glaube eine höhere Stufe, einen wirklichen Fortschritt. Er wurde selbstständig in dem Gemüthe des Christen. Zu solcher Selbstständigkeit konnte es in den Jüngern Jesu, so lange sie sich an den ihnen gegenwärtigen Meister in jedem Augenblicke des Bedarfs anlehnten und festhielten, nicht kommen. Jetzt war für sie noch Er der alleinige Verkündiger des Wortes aus Gott, in seiner Person fanden sie für ihren Glauben noch die höchste und einzige Auctorität. Dieß genügte nicht dem Geiste Jesu und seiner Lehre. Zu jener anfänglich äußeren Auctorität sollte sich in dem Geiste und Herzen der Christen eine zweite gesellen, welche darauf beruhen würde, daß sie die Worte ihres Meisters zugleich als das Wort ihres eigenen Herzens erkenneten, wie es in demselben ertönte, nachdem dieses Herz von Christo ergriffen war. Diese innere Auctorität aber fand nur dann Platz in der Seele der Jünger, und findet bis heute nur dann ihren Platz und ihre Kraft in irgend einer menschlichen Seele, wenn sie von dem Aeußern auf das Innere, von einer empfangenen Belehrung auf das eigene Durchdenken und Erforschen derselben, von dem historisch Gegebenen auf das im Geiste selbst Begründete hingewiesen, und durch das Erstere für das Letztere erzogen worden ist. So lange beide Auctoritäten neben einander

in der Seele bestehen, ergänzet eine die andere, und sie dienen sich gegenseitig zum Prüfsteine ihrer Wahrheit. Die Frage nach der Berechtigung beider, oder ob die eine der andern übergeordnet und zuletzt die einzig unerschütterliche sey, wird noch nicht aufgeworfen. In der Geschichte der christlichen Kirche ist dieß bald anders geworden, wenn gleich nur von Seiten einzelner meist für irrgläubig gehaltener Partheien. In dem apostolischen Zeitalter hingegen konnte es dahin noch nicht kommen; hier war die Erinnerung an die Person des Heilandes noch zu lebhaft, der begeisterte Bericht über dessen Thaten und Leben noch zu eindringend in den Geist der Hörer, und zu angemessen ihrem eigenen religiös sittlichen Standpunkte, als daß das Verlangen der Gläubigen sich auf mehr als das ihnen eben Dargebotene hätte erstrecken mögen. Das Bewußtseyn der inneren Auctorität, des inneren Kriteriums der Wahrheit, konnte nur allmählich in dem Menschengeiste aufdämmern.

3. Aber nicht der ganze Inhalt der Lehre Jesu, und namentlich dasjenige nicht, was die That der Versöhnung in seinem Leben gewesen war, konnte auf das innere Zeugniß des Geistes zur Begründung seiner Wahrheit zurückgeführt werden. Die Erlösung durch Leiden und Sterben blieb ein äußeres Factum. Der Glaube an die erlösende Kraft jener That fand Eingang in das menschliche Gemüth dadurch, daß durch den Opfertod Jesu alle jene beängstigenden Sorgen hinweggenommen wurden, mit welchen die Vorstellungen von der Natur und dem Ursprunge der Sünde und von der Strafgerechtigkeit des beleidigten Gottes die Seelen erfüllt hatten. So lange diese Vorstellungen unverändert blieben, behielt auch das Christenthum eine Seite, von welcher betrachtet der Glaube an seine Wahrheit nur

auf äußere Auctorität gestützt werden konnte. Erst wenn jene Vorstellungen von der Sünde und von dem Wesen Gottes berichtiget wurden, so daß die That der Erlösung durch den Opfertod des Mittlers blos deshalb als nothwendig zu denken war, weil durch sie die aus der Vorzeit des Judenthums stammende Mangelhaftigkeit der religiösen Erkenntniß gründlich entfernt werden konnte, — erst dann verklärte sich auch in dieser Beziehung die Lehre Jesu in dem menschlichen Geiste, und er lernte unterscheiden, was der Heiland thun mußte um den Geist des alten Bundes gleichsam zu befriedigen und abzuschließen, und was er thun mußte um den Menschen für das Leben des neuen Bundes auf den richtigen Standpunkt der Erkenntniß zu stellen. Für diese Erkenntniß nun ist es zuerst unmittelbar gewiß und ewige Wahrheit, daß nicht die Gerechtigkeit Gottes das Opfer eines Schuldlosen forderte, sondern daß nur die Schwäche des sittlich religiosen Bewußtseyns im Menschen durch jenes Mittel gehoben werden sollte; und eben so gewiß und ewige Wahrheit ist es, daß die Gnade Gottes denen nicht fehlen kann, welche im Glauben an die Allgewalt heiligender Liebe Den über Alles lieben, der sie zuerst geliebt hat, und in dieser Gesinnung nach dem Reiche Gottes beharrlich trachten. Hiermit aber tritt auch die Ansicht von den äußern Veranstaltungen Gottes zur Erlösung der Menschen unter das Kriterium des Geistes und er unterscheidet den sittlich religiösen Gehalt der Lehre Jesu von der durch die Zeit und den Gang der geistigen Entwickelung bedingten Form derselben. Jener bleibt das allein Wesentliche für ihn; diese kann fortan nicht zu den unbedingt nothwendigen Heilswahrheiten gezählt, sondern nur in der Geschichte der göttlichen Offenbarung als ein Hauptmoment ihres Fort-

gangs und als der Keim aller weiteren Entwickelung derselben anerkannt werden.

4. Auf diese Weise geht die Offenbarung Gottes durch äußere That und äußerlich beglaubigte Lehre allmählich über in eine Offenbarung durch die Vernunft. Die Vernunft lernt zuerst den ganzen Umfang der in ihr vom Schöpfer begründeten Wahrheit erkennen, und sich daran festhalten mit der ganzen Kraft des religiösen Glaubens. Sie lernt sodann den Inhalt dieses Glaubens wiederfinden in der heiligen Schrift, und zwar nicht blos in den Lehren Jesu und der Apostel, sondern auch in den Schriften des alten Testamentes, überall wo dessen Tiefe und Innigkeit aus ihnen hervorblickt. Sie erkennt endlich auch dieselbe göttliche Offenbarung außer den heiligen Büchern der Christen überall da an, wo das Gemüth eines begeisterten Weisen oder Dichters von einem Strahle derselben erleuchtet worden ist; denn in der ganzen Menschheit ruft der Keim der Vernunft, und keinem Theile unsers Geschlechtes hat Gott sich ganz unbezeugt gelassen. Die Vernunft wird hierdurch dem Schriftgelehrten in jenem Gleichnisse ähnlich (Matth. 13, 52.), welcher, wenn er zum Himmelreiche gelehrt ist, Altes und Neues, was darauf hinführt, aus seinem Schatze hervorträgt.

Zur Bezeichnung dieser Stufe der religiösen Erkenntniß hat die deutsche Sprache kein passenderes Wort, als eben dieses: Vernunft. Die Sprache ist eine große Prophetin, wir wollen sie hören. Durch Vernunft vernimmt der Mensch zuerst alles das, was ihm von außen her zur Erweckung jener inneren Kraft gegeben oder zugeführt wird; durch diese Schule des Lebens erstarket allmählich die Kraft; und wenn sie die ihr von Gott bestimmte Reife erreicht hat, so vernimmt sie wie-

derum in sich die Wahrheit, welche in ihr als das Wesen ihres Glaubens zu deutlichem und selbstständigem Bewußtseyn entwickelt werden sollte. Man hat sich oft des Wortes voreilig bedient, auch in Hinsicht auf Religion; der dürftige Gehalt dessen, was oft Vernunftreligion oder auch Naturreligion genannt worden, ist leider bekannt genug. Wäre es je möglich, daß eine solche Vernunftreligion, welche nur ein theils seichtes, theils kaltes Raisonnement des Verstandes über die Gegenstände des Glaubens war, zu allgemeiner Herrschaft gelangte, so würde durch sie allerdings das Christenthum von seiner Stelle verdrängt und seiner Würde beraubt werden. Wenn dagegen hier von einer Läuterung der Art und Weise gesprochen wird, wie die Lehre Jesu in der Zeit seiner Erscheinung und noch nach derselben gefaßt worden ist, so halten wir dabei an dem Geiste Jesu und seiner Offenbarung unverbrüchlich fest. Und unbedenklich dürfen wir dann sagen, der Endzweck sey, daß das Christenthum der Vernunft gemäß aufgefaßt, verstanden und bekannt werde; denn diese Vernunftgemäßheit besteht dann lediglich in der Erkenntniß der ewigen Wahrheit in ihm, in dem Festhalten an diesem Wesen und in der Befriedigung des Gemüthes durch das innere Zeugniß des Geistes von dem göttlichen Geiste, der in ihm lebendig geworden ist.

5) Dieses nun vorausgesetzt und zusammengefaßt, blicken wir noch auf das letzte Ziel hin, welches Gott dem Fortgange seiner Offenbarungen auf der Erde nach menschlichem Ermessen habe setzen wollen. Ist in den Vorstellungen von der Sünde, wie sie in der Zeit vor Jesu gefaßt wurden, ein Irrthum darin zu erkennen, daß man die Sünde als einen Abfall von Gott, d. h. als ein ursprünglich verschuldetes Hinabsinken des Men-

schen aus einem sittlich vollkommneren Zustande in einen sittlich verwerflichen dachte; so erhält auch die Erlösung durch Jesum eine andere Bedeutung. Was nach der früheren Ansicht als eine ausschließlich göttliche, für den Menschen aber ganz überschwengliche That Gottes betrachtet werden mußte, weil die Sündenschuld des Letzteren für ihn selbst schlechthin untilgbar war, das erscheint jetzt als ein zwar ebenfalls ewig vorbedachter, jedoch nur zur Läuterung der noch irrigen Begriffe und zur weiteren religiösen Fortbildung der Menschheit nothwendiger Rathschluß Gottes; denn der Mensch sollte sich seiner sittlichen Freiheit bewußt werden, und in dem rechten Gebrauche derselben das einzige Mittel kennen lernen, der Gnade Gottes und des Antheils am Himmelreiche gewiß zu werden. Mit dieser Ansicht tritt die religiöse Sittenlehre Jesu in ihr richtiges Verhältniß zu der religiösen Glaubenslehre nach der Darstellung beider in den Schriften des Neuen Testamentes; die Letztere hat ewige Wahrheit in sich für die Vergangenheit, und bleibt ewig bedeutsam für Gegenwart und Zukunft; die Erstere ist in gleichem Grade ewig wahr, bedeutsam und gültig für alle Zeit.

Lag dieses Verhältniß in dem Gedanken der Vorsehung Gottes, und war auch Jesus von diesem Gedanken durchdrungen, wie wir die Ueberzeugung davon aus dem Evangelio schöpfen; so erscheint es als Bestimmung des Christenthums, daß es einst Weltreligion werde. Diese Idee ist sorgfältig zu erwägen und genau zu erörtern.

Jesus selbst sendet nicht nur kurz vor seinem Hingange zum Vater seine Jünger aus in alle Welt, um alle Völker zu lehren, und zu einerlei Glauben an ihn hinzuführen, sondern er spricht auch diese Absicht deutlich aus, wo er von dem Einen Hirten redet, um welchen

sich die Geschlechter der Menschen zu Einer Heerde sammeln, und alle durch ihn Eins in Gott werden sollen. Auch abgesehen von diesen Erklärungen, giebt die Idee Gottes, als der Allgewalt heiligender Liebe, Grund zu der Ueberzeugung, daß der Gedanke einer Weltreligion wesentlich in dem Plane Seiner Vorsehung enthalten sey. Denn hat Gott den Menschen zu Seinem Bilde geschaffen, hat Er ihm die Kraft gegeben, die Wahrheit zu erkennen, das Gute zu wollen, und in diesem Denken und Wollen den Blick nach Ihm mit voller Zuversicht des Geistes und Herzens zu richten; so kann nicht angenommen werden, daß Er Sein Werk in der Zeit unvollendet lassen könne, in so weit überhaupt dessen Vollendung in dem Leben auf der Erde möglich ist.

Aber die Weltreligion besteht nicht darin, daß allmählich alle Menschen zu christlicher Lehre bekehrt, auf den Namen des Vaters, Sohnes und Geistes getauft werden, das Abendmahl Jesu feiern, und sich zu dem Evangelium des Neuen Testaments bekennen. Dieß thuen bereits alle Christen aller Confessionen und Sekten, wenn gleich die Ansichten derselben von einzelnen Haupt-Bibellehren verschieden sind. Auch das Bestreben der christlichen Kirchen, ihre Bekenntnisse und heiligen Gebräuche immer weiter auf der Erde zu verbreiten, so gerecht es an sich selbst ist, kann noch nicht als eine directe Annäherung des Christenthums zur Weltreligion betrachtet werden. Denn hätte auch dieses Bestreben dereinst ganz den Erfolg erreicht, daß auf der weiten Erde keine andere Religion als die einer christlichen Kirche gefunden würde; so würden doch die Glieder solcher getrennt bleibenden Kirchen sich eben so wenig als in einer und derselben religiösen Wahrheit stehend fühlen und wissen, wie sie jetzt noch nicht vermögen, sich zu einem und demsel-

den christlichen Glaubensbekenntnisse zu vereinigen. Zwischen den christlichen Confessionen und Sekten stehen immer Scheidewände fest, welche die Einheit hindern, feststimmte Gegensätze in der Glaubens- und Sittenlehre, um deren willen eine jede Confession gegen die übrigen behauptet, sie allein stehe im vollen Besitze der christlichen Wahrheit, und jede andere sey noch befangen in Irrthum oder Mangel. Darin also liegt der Grund, aus welchem eine Verbreitung der gegenwärtigen und vielleicht noch zukünftigen christlichen Confessionen über den ganzen Erdball noch nicht Weltreligion seyn würde, daß die unterscheidenden Lehren derselben für gleich wesentlich mit jenen gehalten werden, deren Wahrheit allgemein anerkannt wird, weil ihr Inhalt ein rein menschlicher, nämlich der religiös sittliche ist. Der Idee der Einheit einer Weltreligion geschieht auch nicht dadurch Genüge, daß jede Confession gegen die übrigen eine gewisse Duldsamkeit übt, mit welcher sie bereit ist, die von ihr getrennten Kirchengemeinschaften ungestört in ihrem Glauben und Rechte zu lassen, dafern nur das praktische Christenthum, die Liebe, von ihnen erkannt und geübt werde, indem dann, was die Glaubenslehren anlangt, eine wohlwollende Nachsicht auch gegen einen wesentlichen Irrthum wohl zulässig sey. In dieser Rede fehlt oft schon die lebendig gefühlte Wahrheit, immer aber die volle Consequenz. Denn zwei Religionspartheien, welche nicht in allem, was sie für wesentlich halten, übereinstimmen, sind nie und nimmer im Besitze einer und derselben Religion. — Man verstehe wohl den Sinn dieser Behauptung. Die Idee einer Weltreligion fordert von ihren Bekennern nicht eine völlige Gleichheit aller subjectiven Vorstellungen von Gott und von den Mitteln, Seiner Gnade gewiß zu werden. Eine solche Gleichheit

ist unmöglich, weil die natürliche Beschaffenheit des menschlichen Geistes in zwei Individuen nie eine und dieselbe ist, noch seyn soll, oder mit andern Worten, weil die Vernunft in jedem Individuum unter einer besonderen Form zur Wirklichkeit kommt, unbeschadet ihrer allgemeinen Gesetze oder ihres Wesens. Jene Idee fordert daher eben so wenig eine Gleichheit der kirchlichen Formen; denn eben in diesen Formen spricht der besondere Geist sich aus, in welchem die allgemeine und ewige Wahrheit nach der Besonderheit Einzelner gefaßt und auf sinnlich vernehmbare Weise dargestellt wird. Es kömmt also darauf an, daß die Weltreligion auf einer Allen zugänglichen und dem Geiste Aller gleich fest und ursprünglich von Gott eingepflanzten Grundlage beruhe. Nur eine solche Grundlage anzuerkennen, kann Allen zugemuthet, nur vermittelst ihrer können Alle im Glauben einig werden.

Diese Grundlage ist gefunden, sobald der früher erläuterte und nachgewiesene Unterschied des Wesentlichen und Unwesentlichen, der zeitlich bedingten und der ewig unbedingten Wahrheit der Religion Jesu anerkannt wird, und dem zufolge die wesentlichen Glaubenslehren des Christen auf dasjenige beschränkt werden, was sich ihm durch innere Auctorität als ewige Wahrheit verbürget. Es ist gezeigt worden, daß dieses Wesentliche und ewig gleich Wahre nicht ausschließlich in den allgemeinen Sitten- und Glaubenslehren bestehe, welche Jesus theils wiederholt theils neubegründet hat, sondern daß dazu auch die That seiner Erlösung in so fern gehöre, als durch sie die Begriffe der Vorzeit von Gott und dem Verhältnisse des Menschen zu Ihm berichtiget worden sind, so daß der Bund des Neuen Testamentes oder die wahre Anbetung Gottes dadurch Raum gewann, unab-

hängig von den Dunkelheiten und Mängeln des früheren Glaubens. Dieß zugegeben, kann nicht bezweifelt werden, daß die Weltreligion, nach den hier an sie gestellten Bedingungen fortfahren werde Christenthum zu seyn; allerdings ein Christenthum, einfacher und höher stehend, als die Bekenntnisse der bis jetzt von einander getrennten Kirchen.

Kann und soll nun auf diese Weise eine Weltreligion sich aus dem Christenthume der heiligen Schrift entwickeln, so wird es auch keinem Vernünftigen in den Sinn kommen, daß, wenn dieß geschehen, diese heilige Schrift selbst von den Bekennern der Weltreligion werde dürfen bei Seite gelegt werden. Der hinreichende Grund dafür ist aus dem Begriffe der Weltreligion selbst zu erkennen, nach drei darin zu unterscheidenden Momenten. Wir behaupten zuerst, daß sie kein bloßes Ideal sey, sondern in irgend einer Zukunft zur Wirklichkeit kommen werde; wir behaupten ferner, daß das Christenthum ihre nothwendige Grundlage sey, und endlich, daß Gott selbst sie wolle, und ihre Verwirklichung leiten werde.

Schon nach dem ersten dieser Momente bedarf eine allgemeine Religion für das Menschengeschlecht eines bleibenden Kanons, auf welchen ihre Grundlehren zu jeder Zeit zurückgeführt werden können, um vor willkührlichen Abänderungen derselben auch äußerlich gesichert zu seyn. Die innere Gewißheit ihrer Wahrheit, welche in jedem Bekenner der allgemeinen Religion zunächst eine subjective ist, reicht dazu nicht hin. Denn wir wissen, daß und warum jeder Mensch zuvor unterwiesen und erzogen werden muß, um zu eigenem Besitze der ewigen Wahrheit und zum Glauben an dieselbe auf innere Auctorität zu gelangen. Denke man sich nun als Erzieher des Menschen bloß dessen Eltern und Lehrer, oder

auch die Natur, den Verkehr mit Anderen und die Erfahrungen seines eigenen Lebens; so wird dieser Erzieher für jeden Einzelnen immer ein anderer, jeder Einzelne wird anders erzogen seyn. Wer möchte nun Bürgschaft leisten, daß die Resultate dieser Erziehung überall in dem Gemüthe der einzelnen in so weit übereinstimmend seyn würden, als die Grundlehren der allgemeinen Religion es erfordern? Nur durch einen sich immer gleichen Kanon, einen beständigen Leitstern bei jeder anzustellenden Prüfung kann dieß bewirkt werden; und zu einem solchen findet sich kein anderes Buch, Gesetz oder Statut passender, als die Sammlung unserer heiligen Bücher. An dem Inhalte und an der Geschichte dieses Codex wird ein Jeder sich über die objective Wahrheit seiner subjectiven Ueberzeugung immer orientiren können. Die heilige Schrift, zunächst das Evangelium, ist dann zwar nicht die Norm seines Glaubens in dem Sinne, daß dadurch die innere Auctorität, auf welcher derselbe beruhet, einer äußeren Auctorität untergeordnet würde; aber sie ist doch regulativ oder Richtschnur in so fern, als die Grundlehren der allgemeinen Religion sich in ihr wiederfinden und als unentstellt bewähren werden.

Hierzu das zweite obengenannte Moment, wonach behauptet wird, daß das Christenthum selbst die Basis der Weltreligion enthalte. Daß dieß bei richtigem Verständnisse der heiligen Schrift wirklich der Fall sey, hat in der ganzen Reihe der gegenwärtigen Betrachtungen dargethan werden sollen. Ist dieß gelungen, so liegt die Nothwendigkeit, die Bibel als die Urkunde des Christenthums zu aller Zeit beizubehalten und zu benutzen noch deutlicher am Tage als nach der vorstehenden Erörterung. Wird dann aber noch drittens anerkannt, daß die Weltreligion in dem Plane der Vorsehung liege, so kann der

Gedanke ihrer dereinstigen Verwirklichung und Fortdauer sich noch weniger losreißen von dem großen geschichtlichen Zusammenhange, in welchem Gott die Erziehung des Menschengeschlechtes von Anbeginn geleitet hat, und durch alle Perioden seines irdischen Daseyns hindurch fortführen wird. Dann aber ist und bleibt auch das Ansehen des Alten wie des Neuen Testamentes gleich theuer und unentbehrlich. Es erscheint als ein arges Mißverständniß, wenn Einige dem Letzteren in Hinsicht auf die Fortbildung des Christenthums einen, wo nicht ausschließlichen, doch höheren Werth als dem Alten Testamente haben beilegen wollen. Wo wäre ein Zeitpunkt, bei welchem die göttliche, die heilige Geschichte unseres Geschlechtes einen ganz neuen Faden anknüpfte, dessen erste Fasern sich nicht schon entsponnen hätten mit dem Anfange der Menschenschöpfung selbst und vor aller menschlichen Geschichte?

Darum nicht blos erhalten wird die heilige Schrift bleiben bis an's Ende des Menschenlebens auf der Erde, sondern auch Volksbuch für die Bekenner der Weltreligion, und für die, welche sich ihr vielleicht jetzt schon zu nähern meinen, wird sie je mehr und mehr werden können und müssen. Man zweifle nicht daran, indem man blos den Geist unserer Zeit ins Auge faßt, und bemerkt, wie so wenig noch die Bibel gelesen, verstanden und so benutzt wird, wie verlangt werden muß, wenn sie in Wahrheit als das Buch der Bücher im Volke wirken soll. Man unterrichte nur erst die Jugend in den Schulen, die Erwachsenen in den Kirchen so, daß sie in der heiligen Schrift zu finden geneigt sind, was in ihr die ewige Wahrheit ist. Man beginne das Werk nicht protestirend und verneinend, sondern festsetzend und aufbauend. Man erfülle die Gemüther mit

dem sittlichen Geiste, welcher überall in der heiligen Schrift als das Wesen der Lehre hervorblickt. Man lehre die so Erfüllten lesen in der Bibel, im Zusammenhange und nachdenklich lesen; dann wird, was jenen Geist nicht vollkommen klar ausspricht, in ihm gedeutet, was gar nicht aus ihm hervorzugehen scheint, nicht als Hauptsache betrachtet und nicht mit dem, was ewiges Bedürfniß des Herzens ist, vermengt werden. Ein weiter Weg bis dahin ist noch zurückzulegen; und wenn hier und da, wenn namentlich durch die religiösen Bewegungen unserer Tage ein Schritt nach jenem Ziele hin gethan wird, so täusche man sich ja nicht, indem man an dem Baume, welcher einzelne gesunde Früchte hervorbringt, die Menge der vom Wurme gestochenen unbeachtet läßt, welche rings um jene wenigen her hinter den noch grünen Blättern hängen!

Sollte zum Schlusse noch gefragt werden, wann sonach alle Menschen sich zu Einem Glauben hinfinden werden, indem sie alle denselben nur in dasjenige setzen, worin sie selbst ursprünglich von Gott gleich gesetzt worden sind; so würde sich nur antworten lassen: die Zeit und Stunde ist nur Gott bekannt, wir aber haben zu schaffen, daß wir uns weder eigensinnig von ihr entfernt halten, noch eitel und voreilig uns ihr näher dünken, als Gott durch die Zeichen der Zeit uns andeutet. Hohe und Niedere im Volke, Väter und Mütter, Gelehrte und Nichtgelehrte haben noch viel zu erfahren und zu besseren, um die Thore ihres Geistes und Herzens für den Einzug des Reiches Gottes in dem Sinne einer Weltreligion zu eröffnen. Lasset uns zunächst den Blick auf die Wissenschaft richten.

Zuerst die Theologie unterscheidet noch nicht den

ewigen Gottesgeist von der zeitlichen Form, unter welcher allein er erscheinen kann, so freisinnig und durchgreifend, daß die Kniee Aller sich vor ihm beugen könnten. Denn die Form ist das Ewige nicht, sondern sie birgt es nur in sich und muß wechseln, damit das Ewige wachse. So lange daher die großen Thaten Gottes, über die Gränze ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung hinaus, Bestandtheile des Glaubens an ewige Wahrheit bleiben, so lange noch Zeichen und Wunder als wesentliche Stücke zur Begründung oder Bestätigung der Heilswahrheiten gefordert, und die Menschen mehr durch den Glauben an sie zu der wahren Liebe, als durch die Liebe zum Glauben erweckt und getrieben werden sollen, so lange bleibt der Gedanke an eine Weltreligion nur die Aussicht in die Ferne eines gelobten Landes von einem Berge diesseit seiner Gränze. — Um nun dieser Ferne von Seiten der Wissenschaft näher zu treten, müssen Philosophie und Geschichte zugleich der Theologie die Hand bieten, auch beide an und für sich selbst die höhere Einheit ihrer verschiedenen Zwecke mit immer gleich deutlichem Bewußtseyn verfolgen. Ohne Geschichte und Philosophie giebt es keine ächte Theologie. Die Philosophie aber, um diese Letztere wahrhaft zu fördern, muß ernstlicher noch als bisher darauf hinarbeiten, daß durch sie das Wesen des menschlichen Geistes als des Gefäßes göttlicher Offenbarung erkannt werde, nicht blos darauf, daß sie ihr Verhältniß zu irgend einer Kirchenlehre positiver Religion, ihr beistimmend oder widerstreitend, nachweise. Die Geschichte auf der andern Seite muß, nachdem sie durch Philosophie die höchste Kraft und Bestimmung des menschlichen Geistes deutlich erkannt hat, sich in jedem Theile ihres Gebietes vorzugsweise angelegen seyn lassen, das Reinmenschliche aus der Masse

des Unreinen aufzufinden, und, indem sie dessen Fortentwickelung aus religiösem Gesichtspunkte zu betrachten weiß, in ihren Resultaten überall eine Geschichte der Menschheit zu werden.

Dieß von Seiten der Wissenschaft. Aber die Weltreligion ist mehr als ein Wissen von Gott, sie ist ein Leben in Ihm. Die Wissenschaft zwar reicht diesem Leben auch Nahrung dar, aber nicht unmittelbar Allen, auch nicht Jedem zur Sättigung. Darum tritt zu ihr nothwendig noch die Erziehung und Sitte hinzu, auf daß die Einzelnen dahin gelangen, wohin die Wissenschaft nur den Weg zeigt, nicht aber Jeden diesen Weg selbst führet. Wie ist es nun aber um unsere Erziehung bestellt? Unsere Schulen mögen gut genannt werden; sie sind es noch nicht, obgleich sie in den meisten Stücken besser sind, als sie waren. Aber wie steht es neben der Lehre in ihnen um die Erziehung durch sie? Und da allerdings die Schule nur einen geringen Beitrag zu der Erziehung geben kann, wie steht es um die Erziehung des Hauses, der Familie, der Lehrherren jeder Art, während der ganzen Reihe von Jahren zwischen der Kindheit und Männlichkeit? Ich will und darf ein Gemählde nicht ausführen, welches mich zu weit von dem hier fest zu haltenden Gesichtspunkte entfernen würde; daß keiner meiner Leser sich ein solches Bild als glänzend in hellen Farben und freundlichem Lichte vorstellen werde, davon halte ich mich überzeugt. Und sollte ja Jemand in ihm noch die Schatten zur Ungebühr gehäuft oder verdichtet zu sehen fürchten, so richte er seinen Blick unpartheiisch auf den inneren Zustand der Erwachsenen, bei welchen von Erziehung nicht weiter gesprochen wird, auf den wirklichen Zustand unserer Zeit, unserer Zeitgenossen im Ganzen. Die völlige Rohheit

eines großen Theiles der untersten Classen, die Gemeinheit und Immoralität der Gesinnung Vieler, welche zu jenen Classen nicht gehören, die auffallende Seichtigkeit in der Denkweise derselben über sinnliche und übersinnliche Dinge mag hier nur im Vorbeigehen erwähnt seyn. Aber ich frage die Nicht-Gemeinen, die Gebildeten unter uns: in welchem Verhältnisse steht unsere Civilisation zur wahren Cultur, unser conventionelles Leben zur inneren Wahrhaftigkeit, unsere gesellschaftliche Politur zu ächtem Character, unser Wissen zum Glauben, unsere Wünsche der Gegenwart zu den Hoffnungen der Zukunft, unsere Neigungen zu reiner Liebe, das ganze Gewirre der Fäden, an welche wir unser Daseyn knüpfen, zur Sittlichkeit? Sittlichkeit ist ein Wort von hoher Bedeutung, es lohnt wohl die Mühe einiger Lebensjahre, seinen Sinn erschöpfend zu denken und seinen Geist sich anzueignen versucht zu haben. Weltreligion aber bestehet nicht ohne wahre Sittlichkeit, und nur in solcher Einheit des Glaubens und Lebens vollendet sich die Offenbarung nach der Zeit Jesu, vollendet der Geist, welchen Jesus verhieß, sein Werk unter den Menschen. Wer zu jener Einheit Andere zu erziehen vermag, der lege die Hand an den Pflug, und schaue nicht rückwärts; an diesen Pflug aber gestellt sind wir alle. Und damit die Hand das Werkzeug kräftig regiere, so übe er sie zuerst an sich selbst. „Erkenne dich selbst,“ hat schon die Weisheit vergangener Jahrtausende ihren Schülern zugerufen; „erziehe dich selbst,“ bleibt ihr Zuruf, so lange die Erde dauert und das Menschengeschlecht auf ihr.

Doch genug, Worte thuen es nicht, aus bloßer Lehre wird Weltreligion nicht geboren noch aufgerichtet. Ich habe aber hier auch nicht aufbauen wollen, sondern nur verständigen.

Schlußbetrachtung.

Am Schlusse der vorstehenden Betrachtungen ist noch einmal der Blick zurück zu wenden auf den Rationalismus, in dessen Geiste gedacht und gesprochen worden ist. Ich kenne das Urtheil seiner Gegner über ihn und seine Vertreter; es hält mich nicht ab, mich auch hier zu den letzteren zu bekennen. Man pflegt den Rationalismus jetzt häufig durch das Beiwort „vulgär" näher zu bezeichnen. Man hat nicht ganz Unrecht; denn einzelne Erscheinungen desselben haben allerdings den Character des Vulgären, d. h. des Gemeinen und Oberflächlichen, an sich getragen. Der Rationalismus hat seine Stadien oder Entwickelungsstufen; der Supranaturalismus befindet sich in demselben Falle. Muß aber dem Vulgären das Veredelte und Gründliche entgegengesetzt werden, so deutet schon die erstgenannte Bezeichnung darauf hin, daß, wer sich ihrer bedient, auch eine andere Gestaltung des Rationalismus anerkenne oder ahne, auf welche jener Beiname nicht mehr paßt. Und wieder ebenso kann es sich mit dem Supranaturalismus verhalten.

Der Grundsatz des ächten Rationalismus ist, wie schon oben gezeigt worden, dieser: Die menschliche Vernunft ist das oberste Princip für die objective Gültigkeit aller Ueberzeugung in Sachen des Wissens und Glaubens. Dieser

Grundsatz selbst beruht auf der Beobachtung und Erforschung des eigenen Geistes; wer ihn zu widerlegen gedenkt, muß die Thatsachen entkräften, auf welche jene Beobachtung hinweist, und den Irrthum in den Begriffen aufdecken, durch welche das Bewußtseyn des Thatsächlichen dem Verstande verdeutlichet wird. Um nun aber jenen Grundsatz unentstellt und folgerecht anzuwenden, hat der Rationalist sich wohl zu prüfen, ob er in dem, was ihm Vernunft heißt, wirklich das Vermögen der Erhebung über das Endliche und die Kraft der vollen Hingebung an das Uebersinnliche und Ewige besitze, welche er bezeichnen will, wenn er die Vernunft „das Vermögen der obersten Grundsätze oder auch der Ideen" nennet. Der Rationalismus in seinem früheren Stadium hat dieß noch nicht gethan, und wir wollen auch nicht behaupten, daß dieses Stadium bereits von ihm ganz zurückgelegt sey. Die Vernunft erscheint ihm nicht selten noch als eine Seelenkraft, welche den andern von der Psychologie gewöhnlich aufgestellten Seelenkräften wesentlich gleichstehe und höchstens in der Reihe derselben die oberste Stelle einnehme. Dieser ungenügenden und irrigen Ansicht zufolge konnte die Vernunft unter anderem auch als das logische Vermögen, aus Vordersätzen Schlußfolgen zu ziehen, betrachtet werden. Man wurde noch nicht gewahr, daß hierdurch Verstand und Vernunft vermengt wurden; und man fand nichts Auffallendes darin, wenn an anderen Stellen die Vernunft als das Vermögen, das Gute und Rechte zu wollen, erschien, und ihr um deswillen das Prädicat der Freiheit beigelegt wurde, welches dem Verstande auf keine Weise zusteht. Die Folge der gedachten Vermengung der Vernunft mit dem Verstande war, daß der Rationalismus auch in Sachen der Religion von der Vernunft nur dasselbe forderte,

was dem Verstande in der ihm angewiesenen Sphäre obliegt, nämlich nur die Erklärung des Gegebenen, Ausbildung desselben zu deutlichen Begriffen, und Aufstellung des so Begreiflichen und Begriffenen in logischer Ordnung und Consequenz. Dieses nun konnte er in Sachen des Glaubens und der geschichtlichen Offenbarung nicht leisten. Er versuchte zwar, das Unbegreifliche dabei z. B. die Wunder natürlich zu erklären, und eben so für die Wahrheit, daß Gott sey, sogenannte Vernunftbeweise aufzustellen; aber der tiefer fühlende und sinniger denkende Supranaturalismus bemerkte bald die Schwäche solcher Aufklärungen und Demonstrationen, und wenn er selbst dabei mehr als vulgärer Supranaturalismus war, so hatte er gegen die Halbheit jenes Rationalismus völlig Recht, denn die Aufgabe und das Wesen der Vernunft ist von dem Wesen und der Aufgabe des Verstandes ganz verschieden. Ihre Natur und ihr Zweck besteht nur darin, daß der menschliche Geist sich klar bewußt wird, wie er mit seinem ganzen endlichen Vermögen in einem Höheren wurzelt, als er selbst ist, und daß er die Kraft dieses Bewußtseyns dazu gebraucht, sich diesem „Mehr als Ich, Besser als Ich, ein ganz Anderer," mit voller Zustimmung des Verstandes und mit voller Zuversicht des Herzens im Glauben zuzuwenden. So aufgefaßt ist die Vernunft allerdings das Freie in dem Menschen, aber sie hat ihre Freiheit nur *in* und *mit* jener Richtung auf das Höchste außer und über ihr, und wo der Mensch diese Richtung verläßt, da fällt er zugleich aus der Kraft der Vernunft, und die Freiheit, welche ihm so wenig als die Vernunft genommen werden kann, gereicht ihm nur noch zum Vorwurfe. Derselben Auffassung gemäß muß dann auch die Vernunft sich als eine lebendige Thatsache in demjenigen

kund thun, welcher hinter der Aufgabe des ächten Rationalismus nicht zurückbleiben will. Mit seiner (individuellen) Vernunft vernimmt er zuerst die durchgängige Bedingtheit seines endlichen Daseyns und der Entwickelung seiner Kraft durch ein ihm Gegebenes von außen; er vernimmt zuletzt die Unbedingtheit seines bis zur Erkenntniß ewiger Wahrheit entwickelten Bewußtseyns durch irgend eine äußere Auctorität. Er vernimmt dieses Letztere in jedem seiner Seelenvermögen, im Gefühle wie im Begriffe, im Gemüthe wie in dem ausgeführten Gedanken; denn die Vernunft ist keine so besondere und sich von Andern ausschließende Kraft, sondern sie ist das allgemeine Wehen des göttlichen Geistes in dem Menschen, und nur wenn der Mensch sich in diesem göttlichen Geiste zu Gott gefunden hat, hat er sich ganz zu sich selbst gefunden.

Was hieraus für Religion und Offenbarung folge, habe ich in der vorstehenden Schrift darstellen wollen. Um aber das Wesen des Rationalismus noch erkennbarer für dessen Gegner zu characterisiren, mag auch noch dem Supranaturalismus eine ähnliche Betrachtung seiner beiden Hauptstadien oder Stufen gewidmet werden.

Für den vollendeten und durchgeführten Supranaturalismus kann der Grundsatz, auf welchem er beruht, analog mit dem vorhin für den Rationalismus aufgestellten so gefaßt werden: Nicht die menschliche Vernunft, sondern die göttliche Offenbarung an dieselbe, (das Wort Gottes der heiligen Schrift) ist das oberste Princip für die objective Gültigkeit aller Ueberzeugung in Sachen des Wissens und Glaubens. Eine durchgeführte Kritik des Supranaturalismus würde

leicht darthun können, daß dieser Grundsatz consequenter Weise außerhalb des Gebietes religiöser Erkenntniß eben so wohl Geltung habe und angewendet werden müsse, wie innerhalb desselben; beim Rationalismus verhält es sich nicht anders. Allein zu einer solchen Kritik ist hier nicht der Ort, und wir haben daher von beiderlei Denkweisen hier nur in Beziehung auf den religiösen Glauben gesprochen. Da zeigt nun die Geschichte alter und neuer Zeit, daß der Supranaturalismus sehr oft vulgär geworden und geblieben ist. Will man dieß in Parallele mit dem Rationalismus darstellen, so bilden die vulgären Erscheinungen Beider zwei Extreme, das eine zur äußersten Rechten, das andere zur äußersten Linken. Der vulgäre Rationalismus verliert sich in die thörichte Behauptung, daß für alle Erkenntniß im Wissen und Glauben die Vernunft allein das Princip, und außer der innern Auctorität derselben eine äußere auf keine Art anzuerkennen sey. Der vulgäre Supranaturalismus hingegen versinkt in die wenigstens eben so thörichte Meinung, daß in die Vernunft gar kein Princip der Erkenntniß religiöser Wahrheit, sondern nur eine Receptivität für dieselbe, d. h. ein Vermögen gelegt sey, die ihr dargebotene Wahrheit zu erkennen und zu ihrem Heile zu verwenden. Der vulgäre Supranaturalist fühlt sich in seinem Innersten verletzt, wenn ihm von Selbstständigkeit der Vernunft, von Tüchtigkeit der menschlichen Natur zum Guten, von Unvermeidlichkeit der Sünde und des Todes in den als sinnlich vernünftige Wesen geschaffenen Bewohnern der Erde gesprochen wird. Er ist bereit, sich mit seiner ganzen Ueberzeugung Allem hinzugeben, was in den Worten der Schrift jenen Behauptungen widersprechend gelehrt seyn möchte, wenn es sich nur als der grammatische Sinn solcher Worte dar-

thun lasse; und auf diesem Standpunkte leihet er weder der Philosophie und der Naturerkenntniß sein Ohr, noch ist ihm Geschichte und Kritik zum lebendigen Bedürfniß geworden.

Zwischen diesen Extremen nun stehen die beiden Systeme in ihrer veredelten und geläuterten Form. Ob eines von beiden im Centrum stehe, könnte gefragt werden, aber die Frage würde zurückzuweisen seyn, denn das gewählte Gleichniß darf nicht gepreßt werden; jedenfalls ist für jetzt noch der Gegensatz festzuhalten, welcher beide Denkweisen von einander getrennt hält. Dieser Gegensatz aber hat jetzt seine anfängliche Schroffheit von sich gelegt, jedoch ohne seiner Schärfe etwas zu vergeben. Beide Systeme erkennen für die objective Gültigkeit der menschlichen Ueberzeugung ein inneres und ein äußeres Princip an, eine innere und eine äußere Auctorität; aber sie stellen diese zwei Auctoritäten einander nicht gleich, sondern ordnen die eine der andern unter, jedes auf seine Weise. Dem ächten Rationalismus ist das innere Princip das Höchste, weil er in der Vernunft des Geistes die Gesetzgebung für das gesammte Denken und Wollen des Menschen, für die Erkenntniß der Natur und für die Sphäre und Richtung der Freiheit gefunden hat. Das äußere Princip und dessen Auctorität für die subjective Ueberzeugung erscheint ihm als ein bedingtes, weil er erkannt hat, daß die Vernunft zwar die nächste Quelle der ewigen Wahrheit in sich selbst hat, daß aber diese Vernunft nicht von selbst jene Quelle fließen zu machen vermag, sondern daß sie dazu von außen erweckt, angeregt, erzogen werden muß. Der ächte Supranaturalismus, diesem gegenüber, erkennt zwar ebenfalls die Nothwendigkeit einer solchen Erweckung und Erziehung der Vernunft an, und er findet sie mit

Recht vorzugsweise in der göttlichen Offenbarung durch die Gesandten Gottes nach den Zeugnissen der heiligen Schrift. Aber in der Vernunft verkennt er noch die ihr von Gott verliehene Kraft, sich der geoffenbarten ewigen Wahrheit als einer dem Keime nach, d. h. in Hinsicht auf die Möglichkeit ihrer vollkommenen Erkenntniß, ihr ursprünglich selbst eigenen Wahrheit bewußt zu werden. Er vermag es nicht, die Wirklichkeit eines solchen Bewußtseyns, wo sie sich findet, als die reine Frucht jenes Keimes zu betrachten; er kann sich von der psychologischen und philosophischen Wahrheit, daß das Bewußtseyn des schlechthin Nothwendigen durch ein von außen Gegebenes nicht in dem Geiste bewirkt, sondern nur das volle Erwachen seiner selbst seyn könne, nicht überzeugen. Daher bleibt ihm noch das von außen Gegebene höchstes Princip und höchste Auctorität. Es ist ihm normativ und gleichsam productiv für den Glauben, während es dem Rationalismus nur conductiv oder das Mittel zur Erziehung der Vernunft ist. Er ist daher bereit, in den wesentlichen Inhalt des Glaubens auch solche Lehren aufzunehmen, welche zu den ewigen Wahrheiten der Vernunft nicht gezählt werden können, und er unterläßt auch nicht bei Ermittelung jener Lehren das eigene Denken und die Grundsätze für Schrifterklärung anzuwenden, in so weit er sich der Wissenschaft, als des Mittels dazu, zu bemächtigen vermocht hat. Für den durchgebildeten Rationalismus und Supranaturalismus ist das Princip des Seyns (**principium essendi**) überall Gott; das Princip des Erkennens (**principium cognoscendi**) wird verschieden gefaßt, und eine Vermittelung des zuletzt übrig bleibenden Gegensatzes ist für die gegenwärtige Zeit noch unmöglich.

Es hat zwar an dergleichen Vermittlungsversuchen

in neuerer Zeit nicht gefehlt. Einer der neuesten ist in der Art gemacht worden*), daß behauptet wird, das Princip der äußeren und inneren Auctorität stehen nicht als zwei heterogene und für immer getrennte Principien oder Glaubensgründe neben einander, noch weniger sey das eine dem andern über= und untergeordnet, sondern beide müssen in einander ein= und aufgehen in Jedem, welcher in den Geist des Christenthums völlig eingedrungen sey.

Ich kann diese Ueberzeugung nach dem Sinne, in welchem ich sie ausgesprochen finde und fasse, nicht theilen. Derselben liegt eine psychologische Täuschung zum Grunde. Eine für wahr gehaltene Erkenntniß, welche dem menschlichen Geiste von außen her zugeführt, nicht aber zugleich auch nach Vernunftprincipien erkennbar, (**a priori** gegeben,) mithin blos auf äußere Auctorität gestützt ist, kann nie in ein Fürwahrhalten auf innere Auctorität übergehen, weil dem Bewußtseyn derselben die innere Nothwendigkeit fehlt, welche das eigenthümliche erste Merkmal aller Vernunftwahrheit ist. Wohl aber ist der Fall möglich, daß ein Mensch sich von einer blos äußerlich begründbaren Wahrheit so lebhaft und innig überzeugt; daß die subjective Gewißheit die Aneignung derselben von Seiten des Gemüthes, in ihm den gleichen Grad der Stärke erreicht, welchen eine blos innerlich begründete, wenn gleich ebenfalls von außen her angeregte, Erkenntniß haben würde. Dieser Fall tritt insbesondere da ein, wo die in Rede stehende Erkenntniß oder Lehre mit den moralischen und religiösen Angelegenheiten des Menschen enge zusammen=

*) Man sehe die Schrift „die protestantischen Freunde mit besonderer Beziehung auf ihr Hervortreten in Eisleben" von F. A. Cunz, Eisleben 1845. Reichardt.

hängt, weil dann das Interesse des rechtschaffenen Gemüthes stärker für sie in Anspruch genommen wird, als für irgend eine andere Einsicht oder Kunde. Dann liegt aber auch die psychologische Täuschung nahe. Der für das Heil seiner Seele gewissenhaft besorgte Mensch ist so lebhaft von der Nothwendigkeit irgend eines äußern Mittels zur Erlangung der Gnade Gottes überzeugt worden, und fühlt zugleich sich selbst so unfähig, ohne Gebrauch dieses Mittels volle Zuversicht und Vertrauen zu Gott zu fassen, daß sein Gefühl ihm deutlich sagt, es sey auf keine andere Weise das wahre Heil für ihn zu erreichen. Für ihn ist demnach in diesem Falle der Gegensatz und sogar die Unterscheidung eines letzten äußern oder innern Grundes seines Fürwahrhaltens wirklich verschwunden. Allein die Verwechselung des subjectiv nothwendig Gewordenen mit dem an sich Nothwendigen und Allgemeingültigen, (also in der Vernunft als objectiv gültig Begründeten,) liegt am Tage.

Fast gleichzeitig hiermit ist ein anderer Vermittelungsversuch wiederholt worden*), welcher die rechte Denkweise und das richtige Verfahren bei der Schriftforschung darein setzet, „daß die Ueberzeugung festgehalten werde, Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit, sey der alleinige Grund unserer Seligkeit, die Lehrformel aber müsse der freien Entwickelung von Christus aus zu Christus hin überlassen bleiben." Wie? Haben die Verfasser der Erklärung, aus welcher

*) Wir meinen die vielbesprochene Erklärung der Sechs und Achtzig vom 16. August 1845, in der Magdeburger Zeitung vom 27. August v. J. No. 199.; vergl. den Nachtrag dazu vom 24. August, in derselben Zeitung vom 30. October, No. 254. — Die beste unter den Schriften, welche mir gegen diese Erklärung bekannt worden, ist die von Wegenern: „Ueber die Erklärung der Sechs und Achzig," rc. Halle, 1845.

diese Worte entnommen sind, die Unbestimmtheit der Ausdrücke nicht bemerkt, deren sie sich hier bedienen? Kann nicht mit gutem Gewissen in mehr als Einem Sinne bekannt werden, Christus sey der Eckstein, sey derselbe gestern und heute? Wird eine Schriftforschung, welche von Christus ausgeht, nur dann wieder zu ihm hin führen, wenn für sie, da wo sie endet, Christus in jeder Beziehung unverändert so erscheinet, wie sie ihn bei dem ersten Blicke auf die Berichte über sein Leben und Wirken gefunden hatte? Oder wenn Geschichte und Philosophie sie allmählich lehrten, die historische Erscheinung des Erlösers von seiner sittlichen Bedeutung, und den Zweck seiner Sendung für die Vergangenheit von dem Zwecke dieser Sendung für die Zukunft zu unterscheiden, wird dann die hohe Gestalt, in welcher der Heiland gleichsam nach seiner Auferstehung vor das Auge des Forschers getreten ist, nicht immer noch Christus, derselbe, nur der mehr geistig erkannte Christus seyn? *)

---

*) Wenn die Worte dieser Erklärung im Sinne Schleiermachers verstanden werden, so fordern sie, daß zuerst Christus in eine innere Anschauung des Gemüths aufgenommen, und diese Anschauung dann von dem die Schrift durchforschenden Verstande explicirt und systematisch dargestellt werde. Dann geht der Weg „von Christus aus" nie in irgend einem Sinne von oder aus ihm hinweg, sondern immer nur in und mit ihm fort, zu seiner Verdeutlichung in dem Begriffe. Legt man dagegen die Schleiermachersche Ansicht nicht zum Grunde, so ist der Christus, von welchem die Prüfung oder Forschung ausgeht nur derjenige, welcher aus den Darstellungen der Evangelisten von dem schlichten Sinne des Lesers erkannt werden kann. Die nun anhebende Prüfung vergleicht sorgfältig, mit Benutzung historischer und philosophischer Wissenschaft, jene Berichte unter einander, und nach der verschiedenen Auffassung ihres Gegenstandes von Seiten ihrer Verfasser. Man kann daher sagen, der Weg „von Christus aus" nehme eine Richtung, welche durch ihren ersten Anfangspunkt nicht bestimmt sey; es sey aber zu erwarten, oder auch schon Thatsache der Erfahrung geworden, daß sie

Freilich haben die Verfasser der angezogenen Erklärung sich nur zwischen zwei Extremen in eine Mitte stellen wollen; aber war es auch eine wirkliche Mitte? oder findet nicht in ihr noch derselbe Gegensatz zwischen Rationalismus und Supranaturalismus Raum, welcher im Vorstehenden beschrieben worden? — So wird es denn für immer unmöglich bleiben, den Gegensatz zu vereinen, so lange nicht das eine Princip gegen das andere zurücktritt. Der Rationalismus seinem Begriffe und Worte nach wird erst dann aufhören, genannt und vertreten werden zu müssen, wenn über Sittlichkeit, religiösen Glauben und Vernunft die noch zu vielfach abweichenden Gedanken der Menschen jene Einheit im Gemüthe gefunden haben, aus welcher auch die Worte Jesu gequollen sind. Und damit dieß früher geschehe, möge immerhin die „Lehrformel" sich in der Art erweitern und **über** den Gegensatz stellen, wie die Verfasser der obigen Erklärung es für sie fordern.

So möge denn die Kraft des Geistes sich ferner üben und erproben. Die die Wahrheit suchen, werden einander die Hand reichen, auch wo sie noch nicht ganz auf gleichem Wege fortschreiten. Ausschließen aber von der Gemeinschaft des Strebens in Glauben und Liebe, oder für entfremdet dem Geiste der evangelischen Kirche erklären, wird Keiner die Andersdenkenden. Fern halten wollen wir uns nur von Unwahrhaftigkeit, Lauheit und Halbheit.

---

zuletzt wieder „zu Christus hin" führen werde, nämlich in der durch die wissenschaftliche Forschung ihm gewordenen Form und Bedeutung, welche in der ersten, blos geschichtlichen Auffassung noch nicht gegeben seyn konnte.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Berichtigungen.

Seite.	Zeile.	
19	7	v. u. statt: andere Seite lies andern,
19	6	v. u. statt einer lies seiner,
32	17	statt ; setze ,
34	14	v. u. st. zurückzuhalten l. zurückgehalten,
35	16	v. u. nach „ohne" setze zu: „ausgebildete,"
37	5	muß nach „Gegensätze" das Komma wegfallen,
37	6	v. u. statt sein lies ein,
43	12	statt wissenschaftlichen lies wissentlichen,
48	6	nach Welt fällt = weg,
50	13	st. herrschend l. herrschen,
51	7	v. u. st. hegte lies hegt,
53	15	nach „waren" muß das Komma wegfallen,
55	3	statt eine lies keine,
56	14	nach „beginne" sollte keine neue Zeile anfangen,
56	16	für m lies im,
56	5	v. u. statt des , setze ein ;
57	3	nach „Aber" fehlt „hier",
57	12	statt Erde setze Welt,
63	15	st. theils lies größtentheils,
66	12	v. u. st. Getzsetz l. Gesetz,
67	14	v. u. statt dem lies den,
68	3	st. persönliches lies p e r s ö n l i c h e s,
72	14	nach zusammenhängenden muß das , wegfallen,
77	13	st. heidnischen l. jüdischen
78	5	muß nach „sey" ein ; stehen,
81	14	v. u. nach „kennen" setze ;
83	6	v. u. vor So fallen „ weg,
84	7	nach „Allgewaltigen" setze ein Semikolon,
87	12	st. Grundsätze l. Grundzüge,
90	1	statt ehlen lies fehlen,
	16	st. A. setze B.
95	13	v. u. fällt der — weg.
97	11	st. anders Denkende lies Andersdenkende,
99	13	statt des ; setze ein ,
101	14	v. u. statt mystische setze m y s t i s c h e,
106	13	v. u. statt in lies von,
110	5	v. u. nach „waren" fällt das Komma weg,
111	11	v. u. vor „Matth." fehlt das Zeichen (
	6	v. u. statt Verbindung l. Verkündigung,
113	17	statt L e h r e l. Lehre,
115	15	v. u. statt des Punktum setze ein Semikolon,
118	3	v. u. nach „Uebel" setze zu: (Joh. 17, 15.),
119	4	statt ihn lies ihm,
122	6	v. u. nach „Zuhörern" fällt das Komma weg,
128	1	v. u. nach „entfernte" setze ein Komma,
129	1	vor „denn" setze ein (
	14	v. u. nach „hingewiesen" st. des , setze ein ;
130	11	statt hervortretende lies hervorgetretene,
131	6	statt ausgereifete lies ausgerüstete,
134	10	v. u. statt Täuschendes lies täuschendes,
	9	v. u. nach „Ziele" setze ein Fragezeichen,
136	8	vor „Endlich" setze einen —
137	8	nach „Bewußtseyn" fällt das Komma weg,
138	17	nach „Natur" setze ein ,
140	16	v. u. nach „willen" setze ein Komma,
144	16	v. u. statt ruft l. ruht,
146	12	v. u. das Wort „bedeutsam" muß wegfallen,
151	14	v. u. st. r e g u l a t i v lies R e g u l a t i v,
158	4	st. Irrthum l. vermeinten Irrthum.

Mehrere minder bedeutende Versehen, besonders die oft ungebührliche Anhäufung des Komma, wird der geneigte Leser gebeten, selbst zu berichtigen.

Werne

Werne

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weiss, Christian,

Betrachtungen über Rationalismus und Offenbarung

Eisleben 1846

Polem. 2933 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10777295-2